Pandur und Freimaurer.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Wie der Schimmel Michel einem Auftrage des Herrn Hofrathes von Managetta nachkommt.

In dieser Erzählung, wo drei verschiedene Handlungen in einander laufen, treten trotz des Stoffreichthums doch eine verhältnißmäßig so geringe Zahl von Personen auf, daß der Leser sich ohne Anstrengung selbst jeder der Minderbetheiligten entsinnen muß, sobald er nur deren Namen nennen hört.

So werden Sie, wenn wir den Namen Michael Schimmel aussprechen, sogleich an den gutmüthigen bebrillten Gefängnißwärter denken, der bemüht war, dem Fräulein von Werhotitz den Unterschied zu verdeutlichen zwischen Strafen, die sich repariren, und solchen, die sich nicht repariren lassen; Sie werden sich weiter entsinnen, daß der gutmüthige Alte von seinem »Schäflein« hinweg zu Herrn von Managetta gerufen wurde, wo ihn ein Auftrag seines Chefs erwartete, bei dessen Vollzug wir den dienstfertigen Alten mit dem anmuthigen Zöpflein antreffen.

Was war das für ein Auftrag?

Sie werden es sogleich hören.

Der alte Schimmel war nicht nur ein diensteifriger,

sondern auch ein bedächtiger Mann, er war nicht gewohnt, sich blindlings in einen erhaltenen Auftrag hineinzustürzen, sondern ging vorher mit sich und im Nothfalle auch mit Andern zu Rathe, wie jener am sichersten und schnellsten zu vollziehen sei? Er erwog reiflich, ehe er den ersten Schritt that; glaubte er endlich den richtigen Weg gefunden zu haben, dann betrat er ihn auch festen Fußes und steuerte trotz Gefahren und Hindernissen dem gesetzten Ziele zu.

Auch bei dem vom Herrn Hofrathe von Managetta erhaltenen Auftrage wurde der Michel seiner löblichen Gewohnheit nicht untreu, er schloß sich in seinem Kämmerlein ein und überließ sich seinen Gedanken — eine Stunde lang erwog er und das Resultat seiner geistigen Mühe war, daß er sich dann augenblicklich auf die Beine machte und nach der Brandstatt ging; dort wohnte der Jude Itzig Wolf und zu diesem begab sich der Schimmel Michel.

Da der Nachmittag schon zur Rüste ging, so traf er den Juden bereits zu Hause an.

Dieser, kaum daß er den Alten erblickte, rief auch schon aus:

»Gott in der Welt, seh ich recht, ist's wirklich der Herr Schimmel? Wenn mein Ofen nicht zu theuer wär', möcht' ich ihn gleich einschlagen lassen, weil es ist gekommen gar ein so seltener Besuch.«

Michel lächelte, setzte seinen Nasenquetscher auf und erwiederte:

»Laßt euren Ofen ganz, Herr Wolf, denn der Winter ist gar streng.«

»Nehmt Platz, Herr Schimmel, und seid mir willkommen. Ihr habt schon lange bei mir nicht eingesprochen, es freut mich, Euch wieder gesund zu sehen.«

»Gesund bin ich gottlob und wie ich seh', seid auch Ihr es. Wir Alten halten schon noch einen Puff aus.«

»Wenn auch keinen Puff,« versetzte der Jude, »so doch ein Pufferl.«

»Mich führt ein Anliegen zu Euch, Herr Wolf . . .«

»Hab mir's gleich gedacht; aber es liegt nichts daran, ob ein Anliegen oder ein Anlehen, ich werde thun, was ich vermag Ihr wißt, daß ich mich immer gut verhalte, besonders mit dem gnädigen Herrn Hofrath von Managetta und mit Allen, die um ihn herum sind. Bevor wir aber anfangen von Geschäften zu reden, werdet Ihr mir die Ehre erweisen und mit einer leichten Jause vorlieb nehmen« — hinausrufend — »Fradel, mein Herz, bring' die gebregelte Leber herein und dazu Brot und eine Flasche Wein!«

Als Michel Miene machte, gegen die Einladung Einsprache zu thun, unterbrach ihn der Jude:

»Ihr werdet mir doch keinen Korb geben? Oder empfindet Ihr als langjähriger Bekannte in euren alten Tagen eine Scheu, bei einem Juden was zu genießen?«

»Ihr wißt recht gut, daß bei mir von Scheu keine Rede ist, aber ich will nicht, daß Ihr Euch meinethalben in Unkosten versetzt.«

»Unkosten! Gott in der Welt, wie könnt Ihr nur daran denken? Für Euch gäb' ich nicht nur zehn Lebern her, sondern auch alle zehn Herzen, die d'ran hängen.«

Michel fühlte sich durch diese Versicherung des Hofjuden sehr geschmeichelt und erwiederte nachgebend:

»Ihr seid ein braver Mann, Herr Wolf, und ich denke nicht daran, Euch durch Abweisen der Einladung wehe zu thun, wenn ich auch nicht wüßte, daß die Judenlebern sehr gut sind . . .«

*

»Nicht nur die Judenlebern, sondern auch die Judenherzen; übrigens ist die Leber, die wir essen werden, keine Judenleber, sondern eine Gansleber.«

Die Ehefrau Itzig Wolfs krückte herein und brachte die begehrten Leckerbissen mit.

Michel drückte die Brille fester auf die Nase, verhehlte seine Eßlust nicht und griff wacker zu.

Dabei wurde das Gespräch fortgeführt:

»Nun, Herr Schimmel, was sagt Ihr zu der Leber?«

»Sie ist vortrefflich.«

»Und mein Koscherwein?«

»Verdient alles Lob. Jetzt aber, Herr Wolf, muß ich Euch doch mittheilen, was mich hierherführt?«

»Thut es, ich bin begierig, es zu hören.«

»Ihr kommt viel in der Stadt und in den Vorstädten herum . . .«

»Das bringt mein Geschäft mit sich.«

»Ihr kennt eine Menge Leute in Wien . . .«

»Auch damit hat es seine Richtigkeit.«

»Wißt Ihr mir Jemanden zu nennen, der ein guter Taucher ist?«

»Ein Taucher? Wie heißt? Was ist das, ein Taucher?«

»Einer, der unter Wasser geht.«

»Gott in der Welt, was wollt Ihr jetzt unterm Wasser? Jetzt ist das Wasser gefroren, jetzt hat das Wasser Balken, jetzt kann man darauf herum spaziren und Ihr werdet Leute genug finden, die auf's Eis gehen, wenn es Ihnen auch nicht zu gut geht.«

»Versteht mich recht, Herr Wolf, ich suche Einen, der unter's Eis geht.«

»Unter's Eis? In das Wasser hinein? Mein lieber

Herr Schimmel, es gibt allerhand Narren in Wien, aber einen solchen werdet Ihr schwerlich finden.«

»Es versteht sich von selbst, daß man dafür zahlen wird.«

»Wie heißt zahlen? Das ist viel zu wenig!«

»Man wird ihn sehr gut zahlen.«

»Nutzt Alles nichts! Sagt mir, was ist das für ein Wasser, wo Derjenige, den Ihr sucht, hineintauchen soll?«

»Die Donau!«

»Ich hab' geglaubt, es ist die Wien, da hättet Ihr bald Einen gefunden, aber in die Donau? Die ist viel zu tief!«

»Die Sache ist von großer Wichtigkeit, ich muß Jemanden finden.«

»Mit Verlaub, Herr Schimmel, worum handelt es sich bei dieser Wassergeschichte? Ist es eine bloße Passion?«

»Ich vermag Euch darüber nicht aufzuklären, denn mir wurde blos aufgetragen, irgend einen Menschen aufzusuchen, der ein Taucher ist und für Geld unter Wasser ginge. Es könnte der erste beste arme Teufel sein . . .«

»Wie heißt, er könnte ein armer Teufel sein? Glauben Sie, ein Reicher wird sich zu einem solchen russischen Bad herbeilassen? Auf Ehre, der Fürst Trautmannsdorf geht Euch im Winter nicht in die freie Donau und wenn Ihr ihm wer weiß was versprächet. Aber auch die armen Teufel, die sich zu so was herbeilassen, laufen nicht auf der Gasse herum...«

»Eben deshalb kam ich zu Euch, Herr Wolf . . .«

»Was Euch leider nicht viel nutzen wird. Ich weiß im Augenblick Niemanden, der dieses Sommergeschäft jetzt im Winter übernähme. Da ist zum Exempel draußen in Erdberg ein Schiffer, der schwimmt wie ein Fisch und hat nichts zu beißen und zu brocken . . .«

»Mit dem wär' mir geholfen . . .«

»Lassen Sie mich ausreden, der Arme ist aber stockblind —«

»Blind dürft' er freilich nicht sein —«

»Ich hab' mir's gleich gedacht, daß er nicht nur eine gesunde Haut, sondern auch gesunde Augen haben muß.«

Itzig Wolf zählte noch eine Menge seiner Bekannten auf, fand aber bei jedem einen oder den anderen Umstand, der ihn für das beabsichtigte Unternehmen untauglich machte; endlich, nachdem die Gansleber aufgezehrt und die Flasche geleert war, sagte er:

»Mir kommt ein Einfall, Herr Schimmel. Ihr wißt, ich bin euer guter Freund, der Euch gern dient, und stets gedient hat, wenn er's nur im Stande war, wo es aber nicht möglich ist, hat der gute Wille ein End'. Ich kann Euch also diesmal nicht helfen, das ist aus- und abgemacht, aber ich will Euch einen guten Rath geben.«

»Laßt hören.«

»Ich will Euch an einen Ort schicken, wo Ihr zuverlässig einen Taucher finden werdet.«

Der Alte hob den Kopf um einen Zoll höher und stierte den Juden durch die Augengläser an.

Dieser fuhr fort: »Ihr wißt doch, wo in der inneren Stadt die Johannisgasse liegt?«

»Wer sollte das nicht wissen?«

In dieser Gasse befindet sich das kaiserliche und königliche Münz- und Kupferamt.

»Ganz recht.«

»Dort ist's aber noch nicht. Neben dem Münz- und Kupferamt steht ein Haus zum »goldenen Kreuz« benannt, mit der Nummer 487, da ist's auch noch nicht, aber neben dem »goldenen Kreuz« steht wieder ein Haus mit der Nummer

488 und selbiges Haus heißt man zum »Goldberg«. Dieser Goldberg hat einmal angehört einem gewissen Herrn Jacob von Schulz, dieser Jacob von Schulz war ein sehr mildthätiger Mann, und hat dorten gestiftet eine Liegerstatt für arme Studenten. Wenn Ihr nun zeitlich in der Früh, wo die Studenten noch nicht sind ausgeflogen, dorthin geht, so wett' ich meinen Kopf gegen Einen Pfennig, daß Ihr einen armen Teufel findet, der für ein paar Gulden taucht hinunter, wohin Ihr wollt.«

Michel Schimmel blieb eine Minute lang nachdenkend, dann erwiederte er:

»Herr Wolf, bei Euch findet man nicht nur gute Gansslebern, sondern auch einen guten Rath, mir wär' diese arme Studentenherberge nicht eingefallen, Euch kam sie in den Sinn und das war klug von Euch. Ich werde mich morgen des frühesten dahin verfügen und mein Netz auswerfen. Vor der Hand nehmt meinen Dank in Empfang für den guten Rath und die gute Bewirthung.«

Mit diesen Worten nahm der Sendling des Herrn von Managetta seine Brille von der Nase, womit der Besuch als geendet angesehen werden durfte.

Itzig Wolf gab seinem Gaste das Geleite bis zur Treppe, kehrte dann in die Stube zurück und sagte vertraulich zu seiner Gattin:

»Fradel«, mein Herz, ich bin sehr neugierig zu erfahren, was die Polizei in der Donau zu suchen hat?«

Darauf erwiederte seine Ehefrau: »Laß den Fürwitz, Itzig Wolf, und kümm're Dich um deine Geschäfte, damit die nicht ins Wasser fallen. Was andere Leut' zu suchen haben, geht uns nichts an!«

II.

Der Schimmel Michel in der Studentenherberge.

»Aurora musis amica«, so lautet ein lateinisches Sprichwort, welches der Deutsche mit: »Morgenstunde hat Gold im Munde!« übersetzt.

Welch eine erbärmliche Verdeutschung.

Der lateinische Spruch lautet wörtlich: »Die Morgenröthe ist die Freundin der Musen« und daraus machte der Uebersetzer: »Morgenstunde hat Gold im Munde!«

Aus der feinen ätherischen »Aurora« schnitzelte der Deutsche eine schwerfällige »Morgenstunde«, die »musis amica« verwandelte er in »Gold im Munde«, als ob die Morgenstunde ein apportirender Pudel wäre!

Doch Scherz bei Seite, halten wir uns nicht an die Worte, sondern an den Sinn, was finden wir?

Einen Spruch, der nicht ganz Stich hält, der nur zu gewissen Zeiten wahr ist.

Das Gesagte soll sogleich bewiesen werden.

Wir treten in ein geräumiges Gemach, welches casernen- oder wenn man will spitalartig ringsum mit Betten besetzt ist.

Zwischen zwei und zwei dieser sehr ärmlichen Lagerstätten befindet sich ein schmutziges Tischchen und zu Häupten jedes Bettes ist ein kleiner Wandschrank befestigt.

Die Mitte des Gemaches nimmt ein langer, weichhölzer-

ner Tisch ein, an dessen Längenseiten zwei ebenbürtige Bänke stehen

Die Zeit, um welche wir in das Gemach treten, ist die sechste Morgenstunde — sämmtliche Bewohner liegen aber noch bis über die Köpfe zugedeckt in den Betten, denn ein empfindlicher Frost verleidet das Aufstehen, der Ofen in der Ecke ist ungeheizt, dagegen blühen an den Fensterscheiben die üppigsten Eisblumen.

Der geneigte Leser merkt wohl, daß er sich in der »Liegerstatt« der armen Studenten in der Johannisgasse befindet, einem Sitze, wo die Wissenschaft gratis beherbergt wurde und wo, dem »Aurora musis amica« zu Folge, um diese Zeit Alles im vollen Studium begriffen sein sollte; aber die Kälte ist zu empfindlich, wenn das Blut erstarrt, bleibt selbst dem Teufel nichts im Hirn kleben, die armen Studiosi weilten daher lieber unter den wärmenden Decken und verzichteten auf das Gold, welches die Morgenstunde im Munde trug.

Die studirenden Kälte- und Hungerleider besaßen zu ihrem Glücke ein so großes Theilstück angebornen Humors oder Leichtsinns — wie man's eben nehmen will — daß sie sich ihre traurige Lage nicht nur nicht zu Herzen nahmen, sondern sogar, wie es muthwilliger Jugend Brauch ist, darüber scherzten und spaßten, als gäb's eben nichts Angenehmeres in der Welt, als einen Stiftplatz des seligen Herrn Jacob von Schulz und eine Gratismahlzeit im Capuzinerkloster, genossen mit hölzernem Löffel, bestehend aus einer Hülsenspeise, die wie eine räthselschwangere Sphinx halb Suppe und halb Zugemüse für dieses und für jene gelten konnte, ohne eines oder das andere zu sein.

Wie gesagt, die sechste Stunde hatte noch nicht die Kraft, die armen Studenten flügge zu machen und die lustigen

Vögel aus den Nestern zu scheuchen; sie schliefen wohl nicht mehr, sondern »dunsteten« blos, wie sie sich ausdrückten, wobei es aber im Gemache immer stille blieb, als ob Gott Morpheus sein volles Regiment noch übte.

Plötzlich ertönte unter einer Decke hervor eine sehr mannbare Baßstimme, welche rief:

»Jacobe, mi Jacobe, surge *) — aurora musis amica!«

Auf diese brüderliche Mahnung zum Aufstehen antwortete eine andere Stimme, die muthmaßlich dem genannten Jacob angehörte:

»Halt's Maul, Schuster, und strapazir' deinen Brotladen nicht so zeitlich!«

Zur Orientirung der Leser, die in der Dunkelheit und bei der Unbekanntschaft mit den Personen keinen Bescheid wissen, wollen wir bemerken, daß Derjenige, dem diese Rede galt, nicht etwa ein Schuster war, sondern Schuster hieß.

»Ruhig, still, keinen Lärm!« riefen mehrere Stimmen, als ob's erst Mitternacht und die Störung eine unzeitige wäre.

»Jacob!« begann der wieder, welcher Schuster gerufen wurde, »erhebe Dich und lerne deine Lection . . .«

»Ich will heute einmal zur Abwechslung liegen bleiben.«

»Varietas delectat **),« sagte der Bauer und fraß die Buttermilch mit der Heugabel.«

»Der Bauer war kein Politicus.«

»Was ist das, ein Politicus?«

»Ein Politicus,« antwortete Jacob, »ist ein Mann, der sich in alle Stände, in alle Leute und alle Zeiten zu fügen

*) Jacob, steh auf!

**) Abwechslung erfreut.

und zu schicken weiß, der zugleich ein Fuchs ist und ein Hase, links und rechts redet wie ein polnischer Stiefel, der predigen kann, ohne daß er darauf studirt hat; ein Politicus ist, der malen kann ohne Farben; der das Recht längern und schmälern, auf- und zudecken, schattiren und chicaniren kann, aber Alles nur, um einem Andern das Fell über die Ohren zu ziehen.«

»Bravo, Jacob, bravo!« rief es von allen Seiten, nur eine Stimme widersprach dem Beifall und brummte bärbeißig:

»Du hast's nöthig in aller Früh Kurzweil zu treiben, Jacobe, schau Dir lieber dein Elend an.«

»Mein Elend? Mir ist's in meinem Leben nie so gut gegangen wie jetzt. Das Leben von Gott, das Bett vom seligen Schulz, das Wasser vom Brunnen und die Suppe von den Capuzinern, was will man mehr? Kurzweil muß getrieben sein, sagte der Schmied und kitzelte sein Weib mit der glühenden Zange.

Allgemeines Lachen lohnte den Jurbruder.

»Jacob, Du bist ein zwar kleiner, dafür aber ein sehr schmeeriger Stöpsel; sag mir nur, hat Dich die Capuzinersuppe so fett gemacht?«

»Von einer Suppe, die stockblind ist, das heißt, die kein einziges Auge hat, wird man nicht fett; was ich an Umfang besitze, verdanke ich dem ehrsamen Wurstmacher in der Naglergasse, Knackwurst und Schinkius die machen optima trinkius.«

»Hast Du sonst keine Schmerzen?«

»Nein, nicht einmal Zahnschmerzen. Heh, Pfleger, weißt Du, wann dem Hasen der Zahn weh thut?«

»Nein, Jacob, das weiß ich nicht.«

»Ich will Dir's sagen: »wenn ihn der Hund beißt.«

»Jacob, wie mir's dünkt, mußt Du immerfort auf solche Narrheiten sinnen?«

Darauf antwortete der Stöpsel:

»Usus facit artificem,« *) sagte der Meßner, stieß sein Weib durch's Thurmfenster und meinte, sie sollte fliegen lernen.«

»War's eine Alte oder eine Junge?«

»Nicht alt und nicht jung, in medio consistit virtus**)« sagte der Teufel und saß zwischen zwei alten Weibern.«

»Jacob, laß mal den Spruch hören von den Künstlern!«

Der lustige Student recitirte:

»Wenn man thut zusammenklauben
Sechs Poeten mit ihren Tauben,
Sechs Componisten mit ihren Mücken,
Sechs Organisten mit ihren Stücken,
Und thut sie setzen auf einen Karrn,
So fahren anderthalb Dutzend Narrn,
Und obschon bricht entzwei der Karrn,
So bleiben doch achtzehn große Narrn!«

»Wie ist der Spruch von den bösen Christen?«

Jakob recitirte wieder:

»Röller, Zöllner, Fercher***), Schergen,
Aerzt', Poeten und Juristen,
Das sind sieben böse Christen!«

»Der Kuckuck soll dein Deutsch verstehn, Jacob!«

»Jeder spricht wie er's kann und wie ihm der Schna-

*) Uebung macht den Meister.
**) Die goldene Mitte.
***) Ein Fercher, ein Güterbestäter (Spediteur).

bel gewachsen ist. Mir geht's wie unserem Hofpoeten, dem Metastasio, der ist schon seit Kaiser Carls Zeiten in Wien und versteht kaum sechs deutsche Worte, dabei beklagt er sich bitter, er sei bereits so lange in Wien und die Wiener hätten um seinetwillen noch nicht italienisch gelernt.«

»Mir deucht gar, Du willst Dich mit dem berühmten Poeten vergleichen?«

»Fällt mir nicht ein, denn erstens geh' ich nicht zu Hof, zweitens mach' ich keine Gedichte und drittens bezieh' ich keinen Gehalt aus dem Kammerbeutel. Es fällt mir also gar nicht ein, mich mit dem Hofpoeten zu vergleichen. Wißt Ihr aber, wem ich gleiche? Ich will's Euch sagen:

»Ich bin den Barfüßermönchen gleich,
Denn sie sind nicht arm und ich nicht reich,
Sie trinken kein Fleisch, ich eß' keinen Wein:
Wie könnt' ich ihnen denn gleicher sein?
Aber in einem sind sie mir zuwider,
Wenn sie aufstehn, leg' ich mich nieder.«

»Bravo, Jacob, Du fängst gut an.«

»Ich fange nicht erst an, sondern werde bald aufhören. Aller Anfang ist schwer, omne principium grave meinte auch der Kuhhirt, als er die Muh am Schweif faßte und aufheben wollte. Schuster, rath' einmal, was ist das: »Halb schweinern, halb rindern, halb hölzern u. s. w. . . .«

Jacob hatte sein Räthsel noch nicht zu Ende gesprochen, als durch die aufgehende Thüre Kerzenschein ins Zimmer fiel, worauf sämmtliche Studenten mit den Köpfen unter die Decken fuhren, sich anstellten als ob sie schliefen und zu schnarchen begannen.

Zwei Männer traten ein, der eine, der uns wohlbekannte Herr Michael Schimmel, und der andere, der Her-

bergvater zum Goldberg, mit dem wir unseren Leser gleich näher vertraut machen wollen.

Sein Name war Fürchtegott Schleicher; in der Länge maß er über sechs Schuh und in der Dicke oder besser in der Dünne kaum zwölf Zolle.

Um sich von seiner Figur einen lebhaften Begriff zu machen, muß man sich ein lang geschobenes Perspectiv vorstellen, die Studenten gaben ihm den Spitznamen, die »Fasten-Wurst,« wahrscheinlich war damals das vorgenannte optische Instrument noch nicht populär genug, um zu einem Vergleiche geeignet zu sein.

Die Spindelbeine des Herrn Fürchtegott, sein von Blattern zerfetztes mageres Gesicht und seine Kameelnase kennzeichneten ihn auf eine weite Strecke eben so wie sein schnarrendes Organ und sein schleichender Gang.

»Schleicher heißt er, ein Schleicher ist er und wenn auch Fürchtegott getauft, hat er sich doch dem Teufel verkauft!« Dieser Reim feierte seine Tugenden.

Der Herbergvater beim Goldberg war ein Pedell, wie sich ihn kein Rector böser und eifriger wünschen konnte, eine Straße weit roch er jeden Studenten und spürte mit echter Trüffelhundsnase ihren geheimen Gängen nach, ihren Uebertretungen und Fehlern.

Herr Schleicher trug stets einen dreispitzigen Hut und in der Hand, ein Zeichen seiner Würde, ein Hispaniarohr von ansehnlicher Stärke.

Das Licht, welches sich bei seinem Eintritte verbreitete, strömte aus einer großen Laterne, die er mit der Linken in die Höhe hielt, um den Lichtkreis zu erweitern.

Er näherte sich dem großen Tische, schlug mit dem Rohr auf dessen Platte und schnarrte:

»Hollah, Faulpelze! wird heute nicht aufgestanden?«

Auf dieses Commando fuhren sämmtliche Studenten wie verabredet in die Höhe und riefen im Chor:

»Guten Morgen, Vater Schleicher!«

Und Jacob recitirte:

»Laß Gott so lang Dich leben
Bis der Mühlstein traget Reben,
Und die Reben tragen Wein,
Dann soll unsre Lieb geschieden sein.«

»Der Teufel ist euer Vater,« schnarrte der »Herberger« »und deine Liebe, Du Strolch, behalte für Dich.«

»Was hör' ich, Vater Fürchtegott!« rief Jacob gekränkt, »Du schimpfst mich heute und gestern warst Du noch voll des Lobes, oh, wie wahr ist der Spruch:

»Verlaß Dich auf die Leute nicht,
Sie sind wie eine Wiege;
Wer heute: »Hosiannah« spricht,
Ruft morgen: »Crucifige!«

»Es ist nahe an 7 Uhr,« schalt der Lange weiter, »und Ihr sitzt noch nicht am Buch, ich hätte große Lust, Euch allesammt anzuzeigen.«

Jakob stellte sich nun kerzengerade im Bette auf, wies nach dem Ofen und sagte:

»Sieh dorthin, Vater Fürchtegott, das ist dein Werk! Ein Reicher ohne Freigebigkeit ist ein Baum ohne Frucht, eine Speis' ohne Salz ist ein Weib ohne Zucht; ein Jüngling ohne Scham ist ein Haus ohne Dach, ein Fürst ohne Recht ist ohne Wasser ein Bach; ein Gelehrter ohne Werke ist eine Henne ohne Eier, ein Kopf ohne Hirn ist ein Ofen ohne Feuer, und das ist dein Werk, Du Ungeheuer.«

Die Studenten lachten; der Schimmel Michel schüttelte Kopf und Zopf, und pflanzte seine Brille auf, um den muthwilligen Sprecher genauer anzusehen, dessen kleine dicke Gestalt sich in dem lockeren Negligé komisch genug ausnahm, welche Wirkung durch den mit einem Tuche umwundenen kürbißförmigen Kopf gewaltig gesteigert wurde.

Der Herbergvater, an dergleichen Schnacken und Schnurren gewöhnt, legte seine große Unempfindlichkeit an den Tag, indem er antwortete:

»Zu viel Wärme schadet dem Kopf und macht träge; seid Ihr nun schon in der kalten Stube so faul, wie wär's erst in der geheizten? Punctum satis, genug davon, ich werde einheizen lassen.«

»Aber noch vor Pfingsten, wenn wir bitten dürfen...«

»Halt' dein ungeschliffenes Räderwerk ...«

»Ich staune über diese Manieren,« lispelte jetzt der Sendling des Herrn von Managetta dem Schleicher ins Ohr, »meine Schäflein dürften sich so losen Spott nicht erlauben.«

»Glaub's wohl, mein Verehrtester,« antwortete der Herberger ebenfalls leise, »Sie haben Schäflein unter Ihrem Commando, ich aber Schafe, das ist ein gewaltiger Unterschied.«

Und zu den Studenten gewendet sagte er laut:

»Hört mich an. Wenn ich den Ofen nicht heizen lasse, so geschieht dies blos in väterlicher Fürsorge um euer körperlich Wohl, Ihr müßt dabei denken, daß ich euer Bestes und euren Vortheil stets vor Augen habe; in diesem gewiß löblichen Bestreben komme ich auch jetzt in der Absicht, einem von Euch die Gelegenheit zu bieten, eine sehr hübsche Summe zu verdienen.«

»Wählt mich, Vater Schleicher! — — — Ich bin auch da! — — — Vergiß mich nicht! — — — Ihr wißt, ich stand Euch immer zu Diensten — — —«

So tönte es dem Herberger von allen Seiten entgegen.

»Ruhig, stille, taceatis pueri, das heißt, haltet eure ungeputzten Brotmühlen und hört mich vorerst an. Der sehr ehrwürdige Herr, den Ihr hier an meiner Seite seht, sucht einen jungen Mann . . .«

Der Sprecher wurde von den Studenten unterbrochen.

Der Eine rief: »Ich bin ein junger Mann, ich bin erst zwanzig Jahre alt!« — Der Andere: »Ich zähle sechsundzwanzig und aspirire schon ad syntaxim!« — Der Dritte schrie: »Ich bin ein Jüngling von vierundzwanzig Lenzen!« so von allen Seiten, worüber die lange Fastenwurst die Hände auf- und niederschlug wie ein Hahn die Flügel und seine schnarrende Stimme noch lauter ertönen ließ.

»Stille, silentium!« schrie er, »laßt mich zu Ende sprechen und pfuscht mir nicht ins Wort, ich war einst Rhetor, Ihr aber seid's noch nicht, merket Euch daher die Lehre . . .«

»Keine Lehre . . . wir brauchen keine Lehre . . . wir mögen keine Lehre . . . wir wollen Geld . . .«

»Glaub's gerne, Ihr Barfüßer, da Ihr arme Schlucker seid . . .«

»Wir sind Schlucker, aber keine Mucker . . .«

»Silentium!«

»Wir wollen werden reicher, ohne zu sein Schleicher!«

»Taceas nebulo!« *) . . .

*) Schweig, Taugenichts!

»Ad rem . . . ad rem!« *) . . .

»Gut, zur Sache, wer kann schwimmen?«

»Ich!« schrie Einer aufspringend.

»Ja, ja, der Martin kann's, aber nur dann, wenn er sein Pensum nicht gelernt hat, da schwimmt er wie ein Ochs.«

»Auch ich kann schwimmen, aber nur auf dem Bett!« rief ein dicker Student und begann, sich auf den Vordertheil legend, wie ein Frosch auszugreifen.

Allgemeines Gelächter.

Der alte Schimmel schüttelte wieder Kopf und Zopf und murmelte:

»Ich muß die gehörige Anzeige machen, diesen armen Studenten geht es viel zu wohl, man muß ihnen das Tractament verringern!«

»Vater Fürchtegott,« rief jetzt der kleine dicke Jacob mit dem eingebundenen Kürbißkopf, »denkt an mich, im letzten Sommer saht Ihr's selbst, wie ich schwimmen und tauchen kann.«

»Tauchen? Bravo, das ist mein Mann,« rief der alte Schimmel.

»Jacob Droschel, kleidet Euch an und folgt uns!«

Die Studenten wagten gegen diese schnelle Wahl des Herbergvaters keine Einsprache zu thun, denn erstens war der stämmige Droschel — dies der Familienname Jacobs — bei ihnen sehr beliebt und zweitens als einer der gewandtesten Raufer sehr gefürchtet; sie billigten daher die Wahl durch ihr Stillschweigen, doch als der sich entfernende Herbergvater bei der Thüre anlangte, konnten sie nicht umhin, ihm die ge=

*) Zur Sache — zur Sache!

wöhnliche Menge von Pantoffeln und Stiefeln nachzusenden, welchem ledernen Regen die Fastenwurst diesmal glücklich entwischte.

Die Verhandlung zwischen Schimmel und Droschel gedieh zu einem glücklichen Resultate und der arme Student Jacob war, ohne daß er es wußte, auserwählt, die werthvolle Brillantrose unter dem Eise aus der Tiefe der Donau heraufzuholen.

III.

Der Taucher.

Eine ganz geschlossene Kutsche fuhr im Trabe durch den Prater und nahm den Weg gegen die Spitelau; in dem Gefährte saßen drei Personen, die unseren Lesern bereits wohlbekannt sind. Herr Hofrath von Managetta, Herr Michael Schimmel und der arme Student Jacob Droschel.

Die Gemüthsstimmungen oder — um uns wahrer und bezeichnender auszudrücken — die Temperaturhöhe dieser drei Personen war, trotz der gleichen Atmosphäre, in der sie athmeten, höchst verschieden.

Der Hofrath glühte vor Ungeduld den Schmuck wieder zu besitzen, Droschel zitterte im Vorhinein vor dem frostigen Bade, und Schimmel saß da im Nullpuncte der Gleichgiltigkeit, ohne die Hitze seines Chefs oder den Frost des Bettelstudenten zu theilen.

Der Student, in der Dunkelheit des Wagens konnte dies freilich nicht bemerkt werden, war merklich blässer geworden; je tiefer man in die Auen hineinfuhr, desto em-

pfindlicher wurden die Schauer der ihn überlaufenden Gans-haut.

Während er mit dem Schimmel Michel und später mit Herrn Managetta unterhandelte, sah er nur die hundert Gulden, die man ihm als Honorar zusagte, der Lohn machte ihn die Arbeit vergessen; jetzt aber, da er sich dieser näherte, trat jener in den Hintergrund und Jacob fing an zu bereuen, daß er den russischen Handel eingegangen.

Der geneigte Leser wird sich der Worte Schwedenborgs erinnern, als der Hofrath Managetta bei ihm wegen des gestohlenen Schmuckes Auskunft suchte.

»Jene Rose,« sagte der Seher, »sorgfältig vor dem Elemente verwahrt, an einen schweren Stein gebunden, ruht in diesem Augenblicke tief auf dem Grunde des Donaustromes draußen in der Spitelau, an der Stelle, wo zur letzten Pestzeit der Verbindungssteg zwischen dieser und der Klosterneuburgerau angebracht war und zwar genau in der Mitte des Stromes.«

Herr von Managetta hatte schon am Tage vorher, unterstützt von einem Meßkünstler, die von Schwedenborg angedeutete Stelle aufgesucht, und auch ohne Anstrengung gefunden, denn einige Pfeiler zeigten noch die Stelle, wo vor dreiunddreißig Jahren der Verbindungssteg zwischen dem genannten Raum gestanden.

Nachdem man in den Besitz der geraden Linie gesetzt war, fiel es um so leichter, die Mitte derselben zu bestimmen, da man auf dem hart zugefrornen Donauarm wie auf der Straße umherwandeln konnte.

An der bestimmten Breitenmitte ließ Herr von Managetta, einige Stunden bevor er die Expedition unternahm,

das Eis aufhauen, so daß eine Fläche von beiläufig zehn Quadratklaftern eisfrei wurde.

Bei diesen Voranstalten, ohne Aufsehen getroffen, blieb den Arbeitern der Zweck ein Geheimniß, damit das Kleinod durch keine verbrecherische Hand abermals entwendet werde.

Als die Expedition an der bestimmten Stelle anlangte, war's eben Mittag.

Die Sonne strahlte heiter ohne jedoch den Frost zu mildern.

Ein prächtig Winterbild breitete sich ringsumher; die schneebedeckten Auen glitzerten von Millionen Diamanten, der Strom von Eis umpanzert, gab keinen Laut von sich, als fürchte er zu verrathen, was er in seinen Tiefen barg.

Der Frost war empfindlich, der ausströmende Odem sichtbar, der Dampf der warm gelaufenen Pferde wälzte sich wie eine Wolke nach oben.

Herr von Managetta in einen weiten Wolfspelz gehüllt, verließ zuerst die Kutsche, dann folgten die Andern.

Der Schimmel Michel pflanzte seine Brille auf die Nase, um die Scene besser zu übersehen.

Der Kutscher, nachdem er die Pferde mit warmen Decken belegt, brachte ein Seil aus dem Wagen und trug es zur Tauchstelle.

Der Student umschlich den Rand des Eises wie eine Katze den heißen Brei; ach, sein Brei war leider nichts weniger als heiß, der kleine dicke Stöpsel durfte nicht fürchten, sich die Schnauze zu verbrennen, oh, was hätte er in diesem Momente für ein bischen Wärme gespendet!

»Ich denke,« unterbrach Herr von Managetta das bis jetzt fortherrschende Schweigen, »je schneller wir die Arbeit beginnen, desto eher kommen wir zum Ziele.«

»Desto eher muß ich ins Wasser!« dachte der Student und seufzte.

»Nun macht Euch ans Werk, Droschel,« wendete sich der Polizeiherr zu diesem.

Jakob seufzte abermals.

»Was ist das? Ihr seid ja blaß wie Kreide? Mich däucht gar, Ihr habt Furcht?«

Nach einer Pause, da der Student mit der Antwort zögerte: »Nun, heraus mit der Farbe, was ist's? Seid Ihr eurer Sache nicht gewiß?«

»Um Vergebung, Euer Gnaden Herr Hofrath,« stotterte der Bettelstudent, »hier ist nicht die Frage, ob ich meiner Sache gewiß bin, sondern ob Euer Gnaden es ist.«

»Zum Henker, was geht das Euch an? Eure Schuldigkeit ist, zu suchen . . .«

»Ach, Euer Gnaden, ich werde suchen, wenn ich aber nichts finde, so verursache ich Euer Gnaden unnöthige Auslagen und solche Kränkung könnt' ich nimmermehr verschmerzen.«

»Die Kosten sind meine Sache — die eure ist die Arbeit.«

»Euer Gnaden werden mir aber zugestehen, daß es ein saures Stück Arbeit ist . . .«

»Wenn Ihr wirklich ein Taucher seid . . .«

»Daß ich vorzüglich tauche, das vermag die Fastenwurst — Vater Schleicher wollt' ich sagen — zu beschwören.«

»Wenn dem also ist, dann wird Euch die Arbeit nicht schwer fallen.«

»Ach, gnädiger Herr Hofrath, belieben die Jahreszeit zu bedenken . . .«

»Ich sagte Euch schon, daß das Wasser unter der Eisfläche weniger kalt ist . . .«

»Ich habe mich nie erfrecht, in Euer Gnaden Worte den geringsten Zweifel zu setzen; ich bin zwar noch kein studiosus physicae, glaube aber trotzdem, daß das Wasser unterm Eise weniger kalt ist; allein damit ist noch nicht bewiesen, daß es überhaupt nicht kalt ist.«

»Ihr werdet doch kühl Wasser nicht scheuen?«

»Kühle ist im Sommer sehr wohlthätig, allein im Winter . . .«

»Seid kein Hasenfuß. Dort unten friert es nicht und hier oben, das heißt, wenn Ihr wieder aus dem Wasser kommt, wird man Euch in vorräthige Pelze hüllen —«

Der Student schüttelte sich fröstelnd.

»Zum Henker,« rief Herr von Managetta leidenschaftlich auffahrend, »die Zeit zu Bedenklichkeiten ist vorüber; entkleidet Euch und macht, daß Ihr hinabkommt.«

Droschel sah den Polizeidirector mit einem schafmüthigen Blicke an und fragte mit komischer Naivetät: »Muß ich denn wirklich?«

»Ja, Ihr müßt, Ihr seid zum Theil in das Geheimniß eingeweiht und ich bin bemüssigt, Euch im Weigerungsfalle so lange hinter Schloß und Riegel zu stecken, bis das gestohlene Gut durch einen Anderen aus der Tiefe des Stromes heraufgeholt wird; ob außerdem der Stiftplatz, den Ihr jetzt in der Studentenherberge einnehmt, während eurer Haft nicht einem Andern zugetheilt wird, das ist eine Frage, die Ihr wohl bedenken mögt.«

»Nun denn,« rief der arme Student mit pathetischer Resignation, »wenn ich wirklich hinab muß, so sei es! Oh

Schimmel, hätt' ich mich mit Euch nicht eingelassen, meine fürwitzige Zunge!«

Und nun begann er zu recitiren:

„Es ist auf Erden keine beſſ're List,
Als wer der Zunge Meister ist;
Vieles wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen;
Drum red' wenig und mach' es wahr
Kauf wenig ein, bezahl es baar
Und laß einen Jeden, wer er ist,
So bleibst Du auch wohl, wer Du bist.«

Und während er die Kleider von sich warf, fing er laut an einen damals sehr beliebten Gassenhauer zu intoniren:

»Ein Mägdlein ohne Liebe,
Ein Jahrmarkt ohne Diebe,
Ein Schneck ohne Gehäuse,
Eine Scheune ohne Mäuse,
Ein Bock ohne Bart
Ist wider Natur und Art.«

Und gleich darauf:

»Ich bin den Leuten Vieles schuldig,
Das müssen sie und ich leiden geduldig;
Sterben sie eher als ich,
So kommen die Schulden wieder auf mich;
Sollt' ich aber eher sterben,
So wird doch ihrer keiner was erben;
In Summa, ich mag sterben oder leben,
So will ich doch keinem was geben!«

Die letzten Worte sang er schon von Frost geschüttelt zwischen klappernden Zähnen heraus, während er das mitgebrachte Seil um sich schlang, dessen Ende zur Fürsorge in

sicheren Händen zurück blieb, um ihn aus der Tiefe zu ziehen, wenn ihm unten was Menschliches begegnen sollte.

»Ist's so recht, Euer Gnaden Herr Hofrath?«

»Bravo, jetzt gefallt Ihr mir!«

Herr von Managetta hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, so war der Student schon mit einem Sprunge im Wasser und verschwand in der Tiefe des Stromes.

Nun begann der Schimmel — was ebenfalls verabredet worden war — laut die Secunden zu zählen:

Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs . . . acht . . . zehn . . . zwölf . . .«

Auf dem Antlitze des Hofraths malte sich die gespannteste Erwartung.

»Vierzehn . . . sechzehn . . .«

»Aufgepaßt, Schimmel!« commandirte Herr von Managetta.

»Siebzehn . . . achtzehn . . . neunzehn . . . zwanzig.«

»Schimmel zieh an!« befahl der Polizeidirector, »Kutscher, halte die Wäsche und den Pelz in Bereitschaft!«

Der alte Michel zog das Seil mit solcher Schnelle an sich, daß ihm die Brille auf der Nase wackelte.

Auf einmal rief er:

»Sapperment, Herr Hofrath, das Ding geht ja gar so leicht . . .«

»Macht nichts, bis er nur weiter heraufkommt, wird er schwerer werden.

Der Kutscher hielt schon den Pelz bereit, um den armen Studenten darein zu hüllen — alle Drei zitterten vor Frost und Erwartung.

Plötzlich stieß der Michel Klagetöne aus.

»Oh, oh, oh, es ist nichts, Herr Hofrath, es ist nichts!«

Allgemeines Entsetzen — das Ende des Seils kam zum Vorschein, aber der Droschel war nicht daran.

»Was ist das?« schrie Herr von Managetta erbleichend.

»Das Seil ist oben,« antwortete Schimmel verblüfft, »und der Studeut blieb unten.«

Der Polizeidirector rang die Hände.

Schimmel schüttelte ununterbrochen Kopf und Zopf und murmelte: »Kein Kleinod und kein Student, das ist zu viel!«

Plötzlich begann die eisentblößte Wasserfläche Kreise zu bilden — eine emporgestreckte Hand wurde sichtbar — gleich darauf ein Kopf — Droschel tauchte herauf und den Fund um seinen Kopf schwingend schrie er:

»Ich hab's — ich hab's!«

Die Ueberraschung der Drei war jetzt wo möglich noch größer wie früher.

Der Student erreichte den Eisrand, warf dem Hofrathe den heraufgeholten Schatz zu, dann kroch er aus dem Winterbade.

Herr von Managetta trat freuderregt bei Seite und begann die wasserdichte Hülle abzulösen.

Währenddem wurde Jacob von den Anderen angekleidet, in Pelze gehüllt und zum Wagen geführt.

Bald darauf fand sich auch Herr von Managetta bei ihm ein.

Seine Augen glühten vor Freude, er hatte das Etui und die kostbare Brillantnadel unversehrt und im besten Zustande erhalten, gefunden.

Auf seine Frage, wie es denn gekommen, daß Droschel das Seil verlor? erwiederte dieser: »Ich habe selbst die Schlinge gelöst, um Euer Gnaden zu beweisen, daß ich des Wassers Meister bin und daß meine Scheu vorhin nur dem Froste galt.«

»Ihr seid ein tüchtiger Schwimmer,« sagte Herr von Managetta vollkommen zufrieden, »Ihr habt mir einen wichtigen Dienst geleistet und sollt dafür nicht nur die versprochene Summe, sondern auch noch einen anderweitigen Lohn erhalten, der den ausgestandenen Frost weit aufwiegen wird.«

»Schimmel, reich ihm die mitgenommene Flasche, daß er sich einstweilen innen erwärme.«

Herr von Managetta stieg nun ebenfalls in den Wagen und die Pferde setzten sich in Bewegung.

Die Flasche alten Weines war bald geleert, denn auch der Michel fühlte das Bedürfniß nach innerer Wärme, obwohl er kein äußerlich Bad genommen.

. . . .

An demselben Tage, wo der Polizeidirector in den Wiederbesitz des unter dem Eise hervorgeholten kostbaren Schmuckes gelangte, an demselben Tage nahm auch die Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs von dem Hofjuwelier jenen Schmuck in Empfang, welchen sie geheim und genau nach der Zeichnung der verlorenen Brillantrose hatte anfertigen lassen.

Es bestanden somit an diesem Tage zwei vollkommen ähnliche, im Werthe ganz gleiche Brillantrosen, eine nachgeahmte im Besitze der Gräfin Fuchs und das Original davon, die wirkliche oder ursprüngliche im Besitze des Herrn Polizeidirectors von Managetta.

IV.

Bei dem Fräulein von Schwerin fängt das Blatt sich zu wenden an.

Die Unterredung des Fräuleins von Schwerin mit Guido von Nedoroft steigerte die Leidenschaft in deren Herzen noch mehr.

Hätte der junge Mann die listige Verführerin kalt und strenge zurückgewiesen, sie würde das Vergebliche ihrer Liebe erkannt und sich mit trügerischen Hoffnungen nicht herumgetragen haben; statt dessen zeigte Guido Theilnahme und Bedauern, die Glut des Moments steigerte den Wärmegrad seines Gefühls, das Eintreten des Corporals unterbrach die Scene und Ludmilla schied in dem Wahne, das Herz Guido's angeregt und dessen Eroberung glücklich begonnen zu haben.

Der Gedanke: »Was heute dem Gelingen so nahe war, wird morgen nicht mißlingen!« durchzog ihre Seele und der Vorsatz, ihren Besuch nächstens zu wiederholen, begleitete sie nach Hause.

Als das Fräulein vor ihrer Wohnung aus dem Wagen stieg, wurde sie durch den Anblick des Schauplatzes an die Scene mit ihrer Mutter erinnert, und das war der erste Kühltropfen in die aufgeregte Brust. Sie betrat etwas mißgestimmt ihre Wohnung; nicht etwa als ob das Schicksal ihrer Mutter sie beunruhigt hätte, sie dachte an die Alte nur, weil deren Haß und Zorn ihr Böses einbringen konnte,

weil sie in ihrer jetzigen Lage jede Angabe der Mutter zu fürchten hatte.

Die Größe der Gefahr war es, welche die Gedanken an Guido in etwas verdrängte und Ludmilla zwang über deren Beseitigung nachzusinnen.

Wie in allen ihren Angelegenheiten nahm sie auch hier zu der Schlauheit des Herrn Rudolf ihre Zuflucht und sandte nach ihm.

Der Ex-Grenadier fand sich sogleich ein und erkundigte sich submiß um die Wünsche des Fräuleins.

»Ein unangenehmer Vorfall von heute veranlaßt mich Ihren Rath einzuholen.«

»Gnädiges Fräulein, Sie wissen, wie sehr ich jeden Augenblick bereit bin, mein ganzes Ingenium zu Dero Disposition zu stellen.«

Ludmilla erzählte ihm die Scene mit ihrer Mutter.

»Zum Kuckuck,« rief der Ex-Grenadier unwirrsch, »welch ein Malefiz-Zufall hat die alte Hexe — pardonniren, mein Fräulein, daß ich von Dero Mutter so unrespectabel rede — nach Wien gebracht? Wird das alte Donnerwetter noch nicht aufhören, Ihnen gegenüber Fronte zu machen? Ich erinnere mich, daß der Mama zur Zeit, als Sie noch salva venia die Favorite Seiner Gnaden des Herrn Hauptmanns Rippenda waren, daß Dero Mama, sage ich, damals schon in Brünn Excesse beging und die Frechheit besaß, Sie, ihr ex propriis Fleisch und Blut, eine Canaille hin, eine Ragalie her und zwar ohne salva venia zu schelten. Ich habe die Ehre, die früheren Circumstantien dieser Damsen zu kennen, aber ich weiß nicht, was sie eigentlich will? Meine unfürgreifliche Opinion geht dahin, daß für eine arme Mutter kein besseres Loos existiren kann, als eine schöne Tochter

zu besitzen; kein Glückshafen der Welt vermöchte ihr einen besseren Treffer zu bieten, und die Alte scheint daran au contraire ein Aergerniß zu nehmen! Unbegreiflich! Oder glaubt sie vielleicht gar, ein junges, schönes Mädchen ist zur Nonne geboren? Meint sie, man soll den Frühling verstreichen lassen und sich während dem einsperren wie ein Hausarrestant, damit man nur nicht von der Sonne beschienen wird, weil Andere, die zufällig dazu incliniren, in der Sonne Sommersprossen kriegen? Die Alte will mit Gewalt, Sie sollen tugendhaft bleiben, als ob man von der Tugend was herabessen könnte. Die Tugend hat noch Keiner zu einem Nastuch, vielweniger zu einem Sammtkleid verholfen.«

Der »Schlauche« wäre muthmaßlich in seinem Räsonnement noch länger fortgefahren, hätte das Fräulein ihn nicht unterbrochen und aufgefordert, ihr statt dessen einen Rath zu geben, da von dem Zorne der Mutter Vieles zu fürchten sei.

»Wahr, sehr wahr,« entgegnete der Vertraute, »Furien thun im Zorne Alles. Ich traf einmal auf einem Marsche in der Steiermark ein altes Weib, die ihrem jungen Manne aus Bosheit die Nase abbiß, damit er, wie sie sagte, den jungen Frauenzimmern nicht mehr salva venia nachschnüffeln kann. Dero Mama wäre aus purer Tugend Aehnliches zu thun im Stande, ja sie würde nicht nur Dero Nase, sondern auch Dero Kopf in Gefahr bringen. Herrgott, wenn die Hexe aufträte und sagte: »Das ist nicht ein Fräulein von Schwerin, sondern mein leibliches Kind, Ludmilla Prokop!« das gäbe eine saubere Confusion! Da muß vorgearbeitet, da muß unterminirt werden, damit die Mama auf hohlem Boden steht und auf Commando in die Luft fahren muß. Wo hält sie sich auf?«

»Ich weiß nichts von ihr . . .«

»Es wird mir zwar viele Mühe kosten bis ich erfahre, wo die Rabbiata wohnt, allein ich darf sie nicht scheuen. Hab' ich erst von der Wohnung Kenntniß, so bedarf es von Seiner Gnaden dem Grafen Löwenwalde nur ein Wort und die tugendsame Mama wird in aller Stille aufgehoben und aus Wien dahin transportirt, wo ihr Geschwätz ganz unschädlich ist. Die Procedur wird eine kurze und die Gefahr auf »Ja und Nein« beseitigt sein. Wer nicht gehorsamen will, soll's fühlen. Will die Alte nicht Wohlthaten empfangen, so soll sie Wehethaten empfinden. Sie weist Dero Anerbietungen von sich und will blos die strenge Mama spielen, das Gelüste wird ihr benommen werden.«

Der Ex-Grenadier war ganz der Mann, sein Versprechen zu erfüllen — er würde, was er sagte, »punctuel« vollzogen haben und die alte Marsa wär' dem ihr zugedachten Loose nicht entgangen, hätte nicht das Schicksal es anders gefügt und die Thätigkeit des Herrn Rudolf empfindlicher Weise gelähmt.

Von dem Momente an, wo der Anschlag des Grafen Löwenwalde auf den Pandurenobristen mißlang, war für die dabei Betheiligten große Gefahr vorhanden, für das Fräulein von Schwerin und für Rudolf jedoch die größte.

Der Schlaue hatte dies dem Fräulein bereits begreiflich gemacht, als er ihr vorstellte: »Wer hätte mehr zu befürchten wie Sie, wenn der Malefiz-Obrist salva venia am Leben bliebe?«

Und siehe da, das Unerwartete traf ein, Trenk blieb am Leben, noch mehr, die Haft des Obristen wurde gelockert, sein Proceß sollte revidirt werden und eine Vertheidigung wurde ihm ermöglicht.

Baron Hilaire, Trenk's Adjutant, der wie der Leser sich erinnern wird, wegen der Zeugenaussage des Fräuleins von Schwerin ebenfalls ins Gefängniß kam, wurde wieder freigelassen.

Man hatte ihm Geld angeboten, um ihn zur Zeugenschaft gegen seinen Obristen zu vermögen, der brave Officier wies die Schändlichkeit von sich; jetzt war er frei, was hatte das Fräulein von Schwerin von ihm zu gewärtigen?

Es war augenscheinlich, der erste Gegenstoß mußte Ludmilla treffen. Die Rolle, welche sie im Trenk'schen Processe spielte, konnte bei dessen Revision an Wichtigkeit nicht verlieren.

Und wer sollte es glauben, das Fräulein von Schwerin wußte nichts von dem Sturme, der über ihrem Haupte hing, sie ahnte nicht, daß das Blatt anfing sich zu wenden.

Seitdem Rudolf ihr versprach, die gefährliche Mutter zu beseitigen, beschäftigte sie sich wieder emsig und ungestört mit Guido, nur zwei Tage wollte sie verstreichen lassen und dann ihren Besuch erneuern.

Aber zwischen heute und morgen liegt eine Welt von Möglichkeiten, ein Tag wird von dem anderen durch einen Raum getrennt, den man erst dann wahrnimmt, wenn die Tücke des Geschickes ihn zur Kluft erweitert.

Morgen gedachte Ludmilla den Geliebten zu besuchen und heute wurde der Anschlag Löwenwalde's vereitelt!

Die Schöne erfuhr das Unglück schon am nächsten Vormittage und zwar durch den Ex-Grenadier, der so zeitlich kam, daß das Kämmermädchen ihm den Zutritt zu verwehren Miene machte, indem das Fräulein das Schlafgemach noch nicht verlassen habe.

Rudolf verlangte jedoch »expresse« vorgelassen zu wer-

den und erschreckte, als dies geschah, das Fräulein durch die übergroße Bestürzung, die sich auf seinem breiten Antlitze malte.

»Um Gottes willen,« fragte Ludmilla ängstlich, »wie sehen Sie aus? Was bringen Sie Schlimmes? Ist meine Mutter . . .«

Der Vertraute unterbrach sie.

»An Dero Mutter,« sagte er, »denkt kein Mensch; Satan mag wissen, wo die Schleife salva venia sich herumtreibt, jetzt gibt es andere Dinge zu denken und zu simuliren. Der Trenk ist los . . .«

»Entkommen?« fragte Ludmilla erschreckt.

»Pure entkommen ist er wohl nicht, denn er sitzt noch, aber nicht mehr im Stockhause, sondern nur im Arsenal, der Proceß wird revidirt, der Baron Hilaire ist frei, man ist Ihrem Incognito auf der Fährte.«

Ludmilla's Antlitz entfärbte sich.

»Fräulein,« sprach jetzt Rudolf in einem Tone, der wenig mehr von jener Ehrerbietung enthielt, deren er sich bis nun befliß, »jetzt heißt es sich zusammen nehmen. Jetzt wird sich zeigen, ob Sie beim conträren Winde jene Contenance besitzen, jenen Geist, den sie bisher im Glücke an den Tag gelegt haben. Ein rechter Feldherr muß in der Defensive eben so magnifik sein, wie in der Offensive. Der Feind rückt an, man wird sie attaquiren, aber eine Schelmin, die sich ergibt, eine dreifache Schelmin, die zur Verrätherin wird. Darunter will ich vornehmlich begriffen haben, daß Sie beileibe Ihre Connexion mit uns nicht verrathen, was Ihnen im Grunde auch wenig nützen würde, denn ich möchte in diesem Falle pure et simpliciter Alles läugnen . . .«

Ludmilla hatte sich gefaßt, lächelte höhnisch und unterbrach den Vertrauten mit einer Hoheit in Miene und Geberde, die den Ex-Grenadier nicht wenig frappirte:

»Ich bemerke, daß der contraire Wind Ihr Organ viel herrischer gemacht hat. Welchen Ton wagen Sie mir gegenüber anzuschlagen? Bin ich noch das Fräulein von Schwerin oder bin ich es nicht mehr? Im ersteren Falle fordere ich den früheren Respect, im letzteren habt Ihr Alle meine Rache zu fürchten. Hoffen Sie ja nicht Ihre Verbindrng mit mir wegläugnen zu können, das ganze Haus sah Sie und wird es bezeugen, daß Sie bei mir ein- und ausgingen. Aber nicht nur Sie, sondern auch Ihren Grafen Löwenwalde hab' ich in meiner Gewalt. Ich besitze ein eigenhändig Billet von ihm, wo er mir die Instruction ertheilt, was ich gegen den Trenk auszusagen habe. Wenn daher der Wind contraire weht, so bringt er nicht allein mich, sondern Euch Alle in Gefahr. An Euch ist es daher, mich nicht fallen zu lassen, thut Ihr es dennoch, so reiß' ich Euch mit hinein! So, mein schlauer Herr Rudolf, auch ich bin schlauch, sehr schlauch; Sie sagten jüngst zu mir, »wenn ich in einen Proceß geriethe, gäbe das einen Scandal, wie Wien noch keinen gesehen hat,« das ist wahr, ein so stattliches Paar, wie Sie und ich, sind noch nie nebeneinander auf dem Pranger gestanden. Jetzt wissen Sie, wie ich denke, gehen Sie nach Hause und rapportiren Sie es Seiner Gnaden dem Grafen Löwenwalde.«

Der Ex-Grenadier von einem kälbernen Erstaunen befallen, glotzte die zornglühende Schöne fortwährend an.

»Gnädiges Fräulein,« stammelte er, »ich bin ganz consternirt wegen Dero Vehemenz, die ich keineswegs moti-

virt finde. Was habe ich denn gesprochen, so Dero Unwillen zu erregen capabel gewesen wäre?«

»Schon gut,« erwiederte Ludmilla mit Verachtung, »verschonen Sie mich mit jeder Excüse, nicht was Sie sprachen, sondern wie Sie es sprachen, hat mich empört; Sie wissen recht wohl, welchen Ton Sie sich mir gegenüber erlaubten, und ich weiß es noch besser, daß Sie mich damit einzuschüchtern gedachten; aber Ludmilla Prokrop ist kein schwaches Weib, welches vor jeder Gefahr zittert, mein Kopf wird nicht verwirrt, ob Sie von Pranger oder gar von Tortur sprechen; wer so viel wagt wie ich, muß auch was ertragen können; ich bin ganz Ihrer Ansicht, die Sie vorhin äußerten: eine Schelmin, die sich ergibt, eine dreifache Schelmin, die zur Verrätherin wird, darunter —« so parodirte jetzt Ludmilla die früheren Worte Rudolfs, »will ich vornehmlich begriffen haben, daß Sie bei Leibe Ihre Connexion mit mir nicht außer Auge lassen, was Ihnen im Grunde wenig nützen würde, denn ich möchte in diesem Falle pure et simpliciter Alles, was ich weiß, nicht nur bekennen, sondern auch beweisen.«

»Aber, gnädigstes Fräulein, ich bitte devotest, so war es ja gar nicht gemeint. Wir denken nicht daran, Sie fallen zu lassen oder gar zu verläugnen, wir sind vielmehr gewillt, da unsere Angelegenheit eine neue und zwar eine unliebsame Wendung genommen, für diesen unfürgesehenen Fall auch ein neues Uebereinkommen zu formuliren und zu stipuliren . . .«

»Bei mir wird nichts mehr stipulirt und formulirt. Ich bin das Fräulein von Schwerin und bleibe es in so lange, bis es dem Grafen von Löwenwalde durch seinen Einfluß gelungen sein wird, mich aus der unangenehmen Lage zu befreien, in die ich mich ihm zu Nutzen begab. Ich werde mich

vertheidigen, damit er Zeit gewinne für mich zu handeln. Unterläßt er es, so nimmt jede Rücksicht meinerseits ein Ende und Ludmilla Prokop wird rächen, was Ihr an dem Fräulein von Schwerin verschuldet. Außerdem fordere ich, daß der Graf von Löwenwalde meine Mutter beseitige und mir die bisher gespendeten Unterstützungen in verdoppeltem Betrage zuwende, was er um so leichter thun kann, da die Proceßkosten ohnedem aus dem Säckel des Baron Trenk bestritten werden. Das will ich, das erwart' ich, das fordere ich.«

Da der Kammerdiener muthmaßlich wegen des verdoppelten Betrages seine bescheidenen Einwendungen machen wollte, herrschte ihm das Fräulein zu:

»Kein Wort mehr — wir haben ausgeredet — meine Zeit ist kostbar!«

Damit wendete sie dem Ex-Grenadier den Rücken und entfernte sich ins Nebengemach, dessen Thür sie hinter sich ins Schloß warf.

Rudolf glotzte ihr nach.

»Sie sagt, ihre Zeit wäre kostbar,« murmelte er, »ich finde, daß bei ihr Alles kostbar ist. Ist das eine Furie! Wie die Mutter so die Tochter, der Apfel fällt nicht weit ab vom Stamme. Und mit welcher Ignoblesse sie mich tractirt, als ob sie wirklich ein Fräulein von Schwerin wär', und was ist sie? Eine Favorite war sie — eine Ragalie ist sie und eine Metze wird sie werden! Und mit dieser Person haben wir uns in so complicirte Connexionen eingelassen. Ich fange an zu begreifen, daß das nichts weniger war als schlauch; wer sich mischt zwischen die Kleien, den fressen salva venia jene Thiere, die dem Juden ein Greuel sind. Jetzt heißt es gute Miene zum bösen Spiel machen und thun, wie die

Bestie will. Sie hat nichts zu verlieren, sie kann Alles wagen; aber wir, wir haben Positionen inne, die wir um jeden Preis behaupten müssen, Positionen, die wir nicht mehr erobern können, sobald wir sie einmal verloren.«

Während dieses Monologes trat der Kammerdiener den Rückzug an und hatte die Gemächer des gefährlichen Fräuleins bald im Rücken.

Ludmilla machte Toilette; dabei überließ sie sich willig und geduldig den Händen ihrer Zofe und hing ungestört ihren Gedanken nach.

Diese wogten nach drei verschiedenen Richtungen, drei Personen waren es, die sie vorzüglich beschäftigten: Guido, ihre Mutter und Graf Löwenwalde.

Dem Grafen beschloß sie ihre ganze trotzige Energie entgegen zu setzen, vor der Verfolgung der Mutter mußte sie der Einfluß des Grafen schützen und Guido sollte der Ihre werden. Was die Revision des Trenk'schen Processes betraf, so war das für sie eine Nebensache, sie baute auf ihre Verbündeten, und tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß diejenigen, welche listig und mächtig genug waren, einen Mann, wie der Obrist Trenk, bis ins Stockhaus zu bringen, daß diese Herren selbst im Fallen Einfluß genug besitzen werden, ihre Vertraute vor Schimpf und Bedrängniß zu wahren.

Bei dieser Gleichgiltigkeit vor der Gefahr war es kein Wunder, daß die Liebesgedanken alle andern in den Hintergrund drängten und das Fräulein zu dem beschlossenen zweiten Besuche in der Caserne bewogen; ein Zufall fügte jedoch, daß Ludmilla den jungen Soldaten nicht zu Hause antraf und ihr Vorhaben zu vertagen gezwungen wurde.

In ihrer Wohnung angelangt, präsentirte sich ihr ein

sehr anständig gekleideter Herr, der sie höflichst ersuchte, ihn zu begleiten.

Ludmilla trat wie beleidigt einen Schritt zurück und sagte: »Mein Herr, Sie scheinen irre zu gehen!«

»Ich bitte, mein Fräulein, folgen Sie mir ohne Umstände.« —

»Wohin wünschen Sie, daß ich Ihnen folge?«

»Zur Behörde!«

»Ah so, es gilt also eine Verhaftung?«

»So ist es, mein Fräulein.«

»Sind Sie auch gewiß, daß Sie sich in der Person nicht irren?«

»Mein Auftrag lautet, die Verhaftung des Fräuleins Clementine von Schwerin zu veranlassen.«

Ludmilla verneigte sich mit Hoheit und sagte mit Würde:

»Wenn der Auftrag dem Fräulein von Schwerin gilt, so bin ich bereit Ihnen zu folgen.«

Ludmilla rauschte aus dem Gemache, der Commissär folgte ihr in ehrerbietiger Ferne.

Ein Wagen führte das Fräulein von Schwerin in die Obhut des Herrn Michael Schimmel, der die Zahl seiner »Schäflein« abermals um eines vermehrt sah.

Welch ein Zufall, das Fräulein von Schwerin kam auf die nämliche Stube zu wohnen, wo auch Roswitha von Werhotitz in Haft saß, bevor man sie zu den Elisabethinerinnen brachte.

V.

Der Proceß des Baron Trenk.

Wir sind in unserem Gemälde an jener Stelle angelangt, wo wir von dem Proceß des Obristen Trenk ausführlicher sprechen müssen.

Einige Andeutungen im ersten Theile dieser Erzählung sind skizzenhaft, weil wir an jener Stelle in der Handlung unseres Romans noch nicht so weit vorgeschritten waren, um in die Details des Processes eingehen zu dürfen. Der Leser muß den Mann früher ganz genau kennen lernen, bevor man ihm zumuthen darf, sich für dessen Angelegenheiten zu interessiren.

Baron Trenk war ein Kind seiner Zeit, ein Mann des Krieges, tapfer bis zur Tollkühnheit, wild, kurz ein echter Pandur; damals wo das Schwert allein die Geschicke der Völker und Länder entschied, war er der Mann am Platze. Er besaß für jene Zeit einen Reichthum militärischen Wissens, sein Adlerblick übersah im Nu das Terrain, er maß Höhe und Entfernung mit bewunderungswürdiger Untrüglichkeit. Wachsam, schlau, abgehärtet und unternehmend wie keiner, war er für den kleinen Krieg wie geboren; als Führer einer Avantgarde war er unersetzlich, so wie seine Panduren an dieser Stelle ihres Gleichen suchten; es konnte aber auch nur ihm gelingen, diese wilde Horde zu bändigen und zu beherrschen. Er führte sie zum Ruhm, unter seinem Commando vollführten sie Wunder der Tapferkeit.

Im gesellschaftlichen Umgange war Trenk der angenehmste Mann in der Welt; er liebte den Scherz, verstand es, wenn er wollte, einnehmend und gefällig zu sein, auch Witz war ihm nicht versagt; er redete sieben Sprachen, war musikalisch gebildet und besaß eine so angenehme Stimme, daß er — wie sein Vetter sagt — auf dem Theater hätte sein Brot verdienen können.

Fügt man zu allen diesen schönen Eigenschaften auch noch seinen heißen Patriotismus, seine schwärmerische Begeisterung für Maria Theresia, so wird man die Schattenseiten um so mehr bedauern, welche die Erscheinung eines solchen Mannes zu trüben im Stande waren.

Von Jugend an zu befehlen gewohnt, verlernte Trenk selbst zu gehorchen, seine unbändigen Leidenschaften blieben ungezähmt und jede Art von Mäßigung war ihm ein Gräuel. Von Natur tyrannisch, stolz und herrschsüchtig, sank er, wo er befehlen konnte, zum Ungeheuer herab. Geldgeiz und Ehrgeiz bestürmten seine Seele. Eigennutz und Habsucht waren seine Hauptschwächen. Wo es eine Vermehrung seiner Schätze galt, kannte er keine Rücksicht; er besaß zur Zeit, wo er im Arsenal gefangen saß, ein Vermögen von beinahe zwei Millionen Gulden und weigerte sich, täglich mehr als Einen Gulden zu verzehren!!

Da das Glück ihn zu sehr begünstigte, so schrieb er Alles, was er vollführte, seinen persönlichen Verdiensten zu, daraus folgte eine Selbstüberschätzung, welche sich vermaß, alle übrige Menschheit entbehren zu können, er wußte daher keinen Freund zu suchen, zu schätzen, zu erhalten, und als er der Hilfe ernstlich bedurfte, fand er sich gleichgiltig verlassen.

Ist nun schon das abenteuerliche Leben dieses Mannes merkwürdig genug, um nach Einem Jahrhundert in das Ge-

dächtniß der Nachwelt — und wär' es auch nur zum warnenden Beispiele — zurückgerufen zu werden, so muß dies bei dem Proceß, welcher das Hauptmoment von Trenks Leben bildet, um so mehr der Fall sein. In dieser Erzählung, wo der Proceß überdies die Grundlage der Haupthandlung bildet, kann er umso weniger umgangen werden, wir wenden ihm daher die nothwendige Aufmerksamkeit zu, um ihn unsern Lesern so klar als möglich vorzuführen.

Der Proceß des Pandurenobristen zerfällt der Zeit nach in drei natürliche Phasen.

Die erste Phase bildere die unter dem Vorsitze des Feldmarschalls Cordua zusammengesetzte Untersuchungscommission, während deren Dauer Trenk persönlich frei war.

Die zweite Phase bildete die kriegsrechtliche Untersuchung unter dem Präsidium des Grafen Löwenwalde. Obrist Trenk saß während derselben im Stockhause, kreuzweise mit Ketten geschlossen.

Die dritte Phase war das supremum Revisorium unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Königsegg, während welcher Trenk im Arsenal zwar in Haft saß, jedoch mit einem seiner Charge angemessenen Tractament.

Die Vorfälle während der zweiten Phase haben die Leser im Verlaufe dieser Erzählung ausführlich genug kennen gelernt, was während der dritten sich ereignete, werden Sie in den folgenden Blättern erfahren; in Bezug auf die erste Phase jedoch fühlen wir uns, der Vollständigkeit wegen, bewogen, ein Actenstück nachzutragen, welches theils zur genaueren Einsicht in den Prozeß, theils als ein hundertjähriges juridisches Document, überhaupt aber als ein historisches Schriftstück über die Anschauungsweise und Logik jener Zeit

zu interessant ist, um hier nicht seinem vollen Inhalte nach mitgetheilt zu werden.

Die erste im Trenk'schen Processe vom Hofkriegsrathe unabhängige Commission bestand, wie bereits öfter erwähnt, aus dem Grafen von Cordua und zwei Hofkriegsräthen.

Nachdem diese Herren die gegen den Obristen Baron Trenk vorgebrachten Klagen durch sechs Wochen gewissenhaft untersucht hatten, übergaben sie der Kaiserin ein Gutachten, welches auf eine vollkommene Auflassung des Processes antrug.

Dieses Gutachten lassen wir nun wörtlich nachfolgen und bemerken nur, daß wir zur Bequemlichkeit der Leser die Verdeutschung der damals üblich gewesenen, zahlreichen fremden Worte in den Text mit einschoben, statt sie als störende Anmerkungen am Rande der Blätter zu drucken.

Das Gutachten sondert die gegen den Obristen Trenk vorgebrachten Klagen in drei Classen.

»Primo. In das harte Tractement, dessen sich Herr Oberster wider die Ober- und Unteroffiziers, auch Gemeine gebrauchet habe.«

»Secundo. In die Excessen, so er in feind- und kaiserlich königlichen Ländern ausgeübet,« und

»Tertio. In die supponirende Defraudirung des kaiserlich königlichen Aerarii, wegen deren blinden Plätzen. *)

Ueber jeden dieser Puncte äußert sich nun das Gutachten wörtlich, wie folgt:

*) Blinde Plätze waren alle abgehenden Stellen an Mannschaft oder Officieren. Man warf dem Baron Trenk vor, er habe für abgehende Mannschaft und Chargen ebenfalls Löhnung und Gagen bezogen und auf diese Weise das Aerar betrogen.

»Den ersten Punct belangend, so ist unwidersprechlich, daß der Oberste Trenk, sowohl die Ober- und Unterofficiers und Gemeine sehr scharf gehalten und diese unterweilen ohne vorhergehenden Kriegsrecht bestrafet habe, wobei aber zu erwägen kommt, daß erstlich, und zwar zur Zeit, da das Regiment noch Corpetto (ein Corps) war, der Trenk allerhand Leute zu Officiers, wie er es von selbsten vorschätzet, habe annehmen müssen und hat er Oberster auch, ungehindert der mit ihm errichteten Capitulation, das Corpetto in keine rechte Ordnung, oder Militärdisciplin von darumen nicht wohl einleiten können, angesehen die Art und Qualität deren Leute und Panduren, aus welchen das Corpetto bestanden, solches nicht zugelassen, oder gestattet hatte. Und da nun wie bekannt, hauptsächlich das Absehen nur dahin gerichtet war, daß diese unbändige und zaumlose Leute in den Actionen wider den Feind, nach der ihnen angebornen natürlichen Unordnung angeführt und gebraucht werden sollen, in welcher Gelegenheit auch sie sehr gute Dienste gethan hatten. Als bin ich auch der Meinung, daß der Oberste Trenk bei dem Corpetto keine rechte Militärordnung, oder regulirte Disciplin habe einführen können. Fast gleiches Bewenden hat es, nachdem das Corpetto zum Regiment formirt worden (das Panduren-Freicorps wurde in ein Panduren-Regiment umgewandelt), dann ob zwar nicht ohne, daß nach erfolgter dieser Formir- und Regulirung sowohl die Officiers als Gemeine nach dem hergeführten Militärgebrauch und Kriegsartikeln hätten tractirt und gehalten werden sollen: so hat dieses von darumen hart geschehen können, wohl ermessen diese Regulirung die Qualität der meisten Officiers und Gemeinen nicht geändert, zudem, so hat der Oberste denjenigen Officiers, welche ihren Abschied dem Militärge-

brauch nach, von ihm anbegehret, diesen ihnen auch auf die gewöhnlich und geziemende Art ertheilet, wohingegen die andere, und jene Officiers, welche Herr Oberster zum Theil weggejaget, zum Theil entlassen hat, erst mit mehreren erweisen und darthun müssen, was eigentlich für eine Beschaffenheit obwalte und ob sie sich bei dem commandirenden Herren Generalen als auf welchen sich Herr Oberster beziehet, hiewegen beschweret haben.«

»Daß demnach dieses von dem Herrn Obersten gegen die Officiers gebrauchte Verfahren meines Behalts kein genugsames Objectum ist, daß hierüber ein Kriegsrecht angeordnet werden könnte, sondern glaube vielmehr, daß anstatt dessen, nachdem die Sache des Mehreren erläutert sei worden, er Oberster wegen dieser seiner unordentlichen Aufführung mit einer Arbitrarstrafe (eine schiedsrichterliche Strafe) zu belegen. und annebst die Officiers in ihre vorige Chargen hinwiederum zu etabliren, auch denselben nach gepflogener Rechnung mit dem Commissariatamt jenes, was sie von ihrer Gage in Forderung, und zu guten behalten werden, zu bonificiren (gut zu machen) sein soll, und dieses zwar Alles in weitere Consideration (Erwägung), als bei allen neu aufgerichteten Regimentern, ehe und bevor dieselbe in einen vollkommenen Stand und Fuß gesetzt werden, viele dergleichen Confusiones und Unordnungen zu unterlaufen pflegen, mithin sich also um so weniger zu befremden, wann dergleichen bei dem Trenk'schen Regiment geschehen, nachdem dieses lediglich aus Paduren, Räubern und dergleichen Leuten errichtet, und bestehen thut, für welche die eingeführte Militärartikel, um solche in gehöriger Disciplin und Zaum zu halten, viel zu gering sind.«

»Die zween Husaren, welche mit 700 Prügel von dem

Herrn Obersten, ohne vorgegangenen Kriegsrecht gestraft worden, anlangend. Hiemit finde ich hauptsächlich zu bemerken, daß erstlich diese zween Husaren keine rechte Militärpersonen gewesen, maßen diese nur unter denen, von dem Trenk aufgerichteten Eskadronen, von welchen mir die Beschaffenheit bis dato unbekannt ist, gedient haben, war also Trenk, um selbe bestrafen zu können, nicht gehalten, ein Kriegsrecht anzuordnen. Dann ob zwar nicht ohne, daß zum Fall sich verificirte (bewahrheitete), daß Trenk den zween Husaren 700 Prügel hatte geben lassen, dieses für ein sehr unmenschliches Tractament angesehen werden müßte: so ist doch anderseits hier zu beobachten, daß diese zween Husaren, wovon der Eine den dritten oder vierten Tag gestorben sein soll, nicht vernommen worden, noch eine Klage darüber vorfanden. Denn obgleich solches die abgehörte Zeugen eidlich bestärken, so haben doch selbe die Zahl der Schläge, nachdem sie nicht Executores sententiae (die Vollstrecker des Urtheils) waren, und welche Letztere nicht vernommen worden, so eigentlich, und daß es 700 Streiche gewesen, nicht wissen können, ist sich demnach viel mehreres zu befremden, wie die Officiers so determinate (so bestimmt) haben schwören können, maßen es mit jedwedern juramento (Eid) sehr gefährlich aussiebt, welches nicht über eine positive und gründlich habende Wissenschaft abgelegt wird.«

»Auf eine ganz gleiche Weise kann ich auch für legaliter erwiesener nicht ansehen, daß einer von den zween Husaren den dritten oder vierten Tag nach, und wegen der empfangenen Prügeln gestorben sein soll, maßen außer deren Officiers Aussage keine einzige rechtliche Probe obhanden, worauf man sich eigentlich gründen könnte, und hätte allenfalls zur Convincirung (Ueberweisung) des Herrn

Obersten das in allen dergleichen Fällen unmittelbar erforderliche Visum repertum chyrurgicum, vermög welchen dargezeigt würde, daß der geprügelte Husar immediate (sofort, sogleich) von den empfangenen Schlägen, und nicht aus einer anderen Ursache, Zustand oder Krankheit verstorben wäre, beigebracht werden müssen.«

»Nachdem nun also der Oberst Trenk dieses beschuldigten Verbrechens legaliter (gesetzlich) nicht überführet, so bin ich der Meinung, daß derselbe des begangenen Excessus (Gewaltthat) halber Ihro Majestät allerhöchsten Belieben nach, poena arbitraria (eine Strafe nach schiedsrichterlichem Spruch) belegt werden könnte.«

»Das geprügelte schwangere Weib betreffend, bin ich gleichfalls des Dafürhaltens, daß, weil doch kein Mensch in der Welt positive schwören kann, daß ein Weib schwanger ist: so haben auch solches die Zeugen im gegenwärtigen Falle nicht eidlich bestärken können; zudem hat dieses Facti halber weder das angegebene Weib, weder jemand anderer an Platz ihrer jemalens, noch bei den commandirenden Herrn Generalen, noch bei höheren Instanzen geklagt, oder sich beschwert, mithin auch dermal nicht, wohl aber, und zum Fall sich künftig hierwegen jemand melden, und einige Genugthuung anverlangen sollte, das weitere Justizmäßig vorgekehret werden kann.«

»Den Raptum wegen der Müllnerstochter belangend*); dieses Factum kann ich meines Gehalts für keinen Raptum (Raub, Entführung) ansehen; indem nirgends zu finden, daß der Herr Oberster das Mädchen mit Gewalt zu sich genom-

*) Wir haben bereits erwähnt, daß Trenk unter Anderem auch beschuldigt war, in Schlesien eine Müllerstochter ihren Eltern gewaltthätig entführt und mißhandelt zu haben.

men, oder wider ihren ausdrücklichen Willen und Widersetzen mit sich geführt hätte, wohl aber, daß das Mädchen mit denen Officiers und ihm Obersten in seinem Wagen mitgefahren sei, und da dann auch von des Mädchen Eltern, welche selbe andern Tages abgeholt, keine Klage eingelanget, oder jemand hierwegen sich im geringsten beschweret: so sehe ich nicht wie man hieraus eine gewaltige Entführung entzwingen wollen. Was entzwischen, als das Mädchen bei Herrn Obersten gewesen, geschehen, kann zwar malitiose (boshaft) vermuthet, nicht aber positive, und zwar insonderheit, weil keine Klage obhanden ist, gesaget werden, mithin also dem Herrn Obersten keine andere Strafe dictiren könnte, als was ein in dergleichen Fällen gebendes Scandalum meritiren thut.«

»Ad punctum secundum zu gelangen wegen deren Excessen, so der Oberste Trenk in den feindlichen, dann in den kaiserl. königl. Ländern verübet, und zwar die ersteren anlangend, so halte ich meines Orts dafür, daß diese in den feindlichen Districten verübte Excessus nicht anders als pro effectibus belli (Ergebnisse des Krieges) angesehen werden könnten, indem in allen Kriegen dergleichen Excessus von den Partisans (Parteigängern), Freicompagnien und dergleichen, ohne daß man hierüber wider diejenige, so solches unternehmen, einige Processe formiren, zu unterlaufen pflegen, es wäre dann Sachen, daß in den Friedenstractaten ein oder andere Person genannt, oder vorgesehen würde, daß selbe das Geraubte hinwiederum zu restituiren gehalten sein sollte, Oder wann allenfalls derlei Officiers den Dienst bei der Armee wegen derlei Plünderungen außer Acht setzten oder versäumten, zu dem, und im Falle Herr Oberste dergleichen Unerlaubtes begangen hätte, so würde ihn der commandirende Herr General haben bestrafen lassen, wie dann auch

solches sich ex effectu (in Wirklichkeit) gezeiget, da nämlich Seine königliche Hoheit (Prinz Carl als Feldherr in Baiern und am Rhein), da einige Parteien wegen des ihnen Abgenommenen sich beschweret, den Trenk zu Restituirung (Ersatz) dessen angehalten haben.«

»Die in kaiserl. königl. Landen begangene Excessus hingegen betreffend: so ist billig, daß Herr Oberster die damnificirten (beschädigten, verlustleidenden) Parteien, in so weit sie den erlittenen Schaden erweisen werden, ihnen solchen vergüte und bonificire (ersetze). Gleichwie aber bis anhero hievon nichts dociret (dargethan) worden, als bleibet auch die Ersetz- und Bonificirung bis dahin in suspenso (in der Schwebe).«

»Ad punctum tertium die supponirende Defraudirung (den unterstellten Betrug) des kaiserl. königl. Aerarii wegen der blinden Plätzen betreffend. Nachdem sich Herr Oberster in seiner Verantwortung an selbst, auf das Commissariat-Amt beziehet, so conformire ich mich gleichfalls vorstehenden Veto (stimme dem Beschlusse bei), daß das Commissariat-Amt, nämlich die Musteracta (Rechnungen und Ausweise, welche bei der jährlichen Musterung auf dem Mustertisch vorgelegt werden) genauer Dingen untersuchen und den Befund hievon einem hochlöblichen Hofkriegsrath einberichten soll, wo alsdann nach Befund der Sachen, das weitere der Justiz noch, fürgekehret werden kann.«

»Wir haben demnach all dieses unserer Pflicht, und Schuldigkeit gemäß gehorsamst auch dienstschuldigst relationiren (Bericht erstatten) und uns solchergestalten empfehlen wollen.«

»Eines hochlöblichen Mittel«

»Gehorsamste und Dienstschuldigste u. s. w.«

In Folge dieses commissionellen Gutachtens, dessen auch Schwedenborg in seiner ersten Unterhaltung mit Trenk, als er ihn auf der Reise nach Wien antraf, erwähnte, wurde bestimmt, daß der Obrist die Kläger mit 12.000 Gulden abfertigte, womit der Proceß beendigt gewesen wäre, allein der Geiz des Barons sträubte sich gegen die Ausbezahlung dieser Summe, seine Feinde verdoppelten ihre Thätigkeit und der Proceß trat in die zweite, weit gefährlichere Phase.

Welche neue Anschuldigungen da hinzukamen, welche Mittel angewendet wurden, den Obristen angedichteter Verbrechen zu überweisen, hat der Leser bereits erfahren.

Wir beginnen nun die dritte Phase des Processes.

Die Aufgabe des Barons und seines ex officio Vertreters war die Abfassung einer Vertheidigungsschrift, um die Anklagen seiner Feinde, auf Belege gestützt, zu widerlegen.

In manchen Puncten gelang ihm dies, in manchen wurde seine Unschuld erst nach seinem Tode erwiesen.

Wir wollen einige dieser Fälle aufzählen.

Trenk wurde beschuldigt, er habe dem Panduren Paul Diak tausend Stockstreiche geben lassen und dieser sei unter den Schlägen todt geblieben. Dies beschworen zwei von Trenk cassirte Officiere als Augenzeugen. Ein Verwandter des Obristen mußte eigens nach Slavonien reisen und den Paul Diak nach Wien bringen. Der alte Revolteur erschien frisch und gesund vor der Revisionscommission und es stellte sich heraus, daß die beiden Zeugen, die es beeideten, den genannten Panduren sterben und begraben gesehen zu haben, zur Zeit der Execution 160 Meilen vom Corps entfernt waren.

Trenk war beschuldigt, das Aerar betrogen zu haben, man betrachtete ihn als dieses Verbrechens überwiesen und

das Regiment bezog bereits a Conto der Schuld 25.000 Gulden vom Trenk'schen Vermögen. Zum Glücke befand sich eben der ehemalige Regimentsquartiermeister des Obristen, Ruckhardt war sein Name, in Wien. Dieser versicherte die Verwandten Trenks, der Obrist sei dem Regimente nicht nur nichts schuldig, sondern habe von der Regimentscasse mehr als 100.000 Gulden für geleistete Vorschüsse zu fordern. Ruckhardt brachte seine alten Rechnungen in Ordnung, man holte von mehreren Hauptleuten des Trenk'schen Regiments giltige Attestate ein, eine zusammengesetzte Kriegscommissariats-Commission bewies Trenks Unschuld in dieser Sache. Nach Trenks Tode zeigte es sich, daß der spätere Quartiermeister des Regiments — Friderici geheißen — Documente verfälscht hatte, um eine eigene Missethat zu bemänteln.

Der Baron war angeklagt, er habe 30.000 Gewehre nach seines Gütern in Slavonien bringen lassen, um gegen die Kaiserin-Königin zu rebelliren; bei einer Untersuchung in Michalewze in Slavonien stellte es sich heraus, daß Trenk zwar wie alle Magnaten eine herrliche Sattel- und Gewehrkammer besaß, daß sich jedoch in der letzteren nur dreitausend Gewehre und zwar lauter seltsame Prachtstücke befanden, die man einem Räuberhaufen nicht in die Hände gibt.

Ein Anklagepunct, der im Revionsprocesse einen wichtigeren Platz einnahm, war die Beschuldigung des Obristen in Bezug auf die Müllerstochter in Schlesien.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß schon in dem Cordua'schen »Gutachten« die Vertheidigung gegen diese Anklage nichts weniger als überzeugend geführt wurde. Die dort aufgezählten Gründe sprechen wohl gegen Gewalt und Entführung, aber keineswegs gegen Sittenlosigkeit und Verführung. Diese Anschuldigungen wirksam und

gründlich von sich zu weisen, war dem Baron selbst im Revisorio nicht möglich. Diese Schuld blieb auf ihm lasten, eine Schuld, die in den Augen der tugendreichen Kaiserin schwerer wog, als manches Verbrechen.

Erst zwei Jahre nach Trenks Tode lüftete sich der Schleier auch dieses Schelmstücks.

Obrist Trenk besaß einen Cousin — Mannstein — dem er nichts als Wohlthaten erwies. Er zog ihn aus der bittersten Armuth, nahm ihn in sein Regiment und verhalf ihm in kaum vier Jahren, daß er bis zum Major avancirte.

Das ofterwähnte schlesische Müllermädchen war, bevor Trenk sie noch kennen lernte, die vertraute Geliebte Mannsteins, wovon jedoch der Obrist Trenk keine Ahnung hatte. Dieser, als er das Mädchen sah, überredete es, ihm zu folgen, was das leichtfertige Geschöpf auch gleich that, wobei es weder ihr noch ihren Eltern in den Sinn kam, den Baron eines Raubes anzuklagen.

Als später Obrist Trenk in Untersuchung kam, trat auch Major Mannstein auf, beschuldigte seinen Wohlthäter der oftgenannten Verbrechen gegen die Müllerstochter und legte, um ihn vom Regimente zu entfernen, falsch Zeugniß gegen ihn ab.

Kaum war Trenk fort, so entfremdete er im Verein mit dem bereits erwähnten Regiments-Quartiermeister Friderici 84.000 Gulden aus der Regimentscasse und versuchte dann den Abgang des Geldes auf Trenk, als den frühern Regimentscommandanten, zu schieben.

Die Verhöre Friderici's lüfteten den Schleier dieser Geheimnisse, aber freilich zu spät, denn Trenk war schon todt.

Die Affaire mit der Müllerstochter kam dem Baron theuer genug zu stehen. Abgesehen davon, daß dieser Punct

viel beitrug, sein späteres Loos herbeizuführen, mußte er noch außerdem der Müllerstochter für ihre Ehre (!) 8000 Gulden und in die Invalidencasse ein Pönale von 15.000 Gulden baar bezahlen.

Um von der Weitläufigkeit des ganzen Processes einen Begriff zu bekommen, braucht man nur zu bedenken, daß er außer dem Criminalprocesse noch aus mehreren Civilprozessen bestand, welche nach Trenks Tode auf die Zahl drei und sechzig anwuchsen, die dessen Universalerbe durchzukämpfen hatte.

Wir haben mit dem Baron Schygrai bereits Ein Beispiel angeführt, wie mit dem Trenk'schen Vermögen gewirthschaftet wurde, wir wollen nun noch Eins anführen.

Als viele Jahre später der ungarische Hofkammerpräsident an die Trenk'sche Masse die Kaufsumme der slavonischen Güter ausbezahlte, zog er von derselben 36.000 Gulden ab, und zwar unter folgender Rubrik. Er sagte, Baron Trenk habe bei Errichtung der Panduren die slavonischen Herrschaften entvölkert; von diesen Leuten sind 3600 Mann im Felde verloren gegangen; da man nun in Ungarn bei Militärstellungen 30 fl. pr. Kopf rechnet, so müßten von Seite der Trenk'schen Erben dem Lande für 3600 Mann 108.000 Gulden vergütet werden! Diese Forderung, welche unter dem Namen »slavonische Excessen« passirte, wurde von den Universalerben mit vieler Mühe auf zehn Gulden per Kopf beglichen, daher die Summe 36.000 Gulden betrug.

Die Diäten, welche Baron Trenk für das Fräulein von Schwerin bezahlen mußte, beliefen sich auf mehr als 2000, die für seine übrigen Ankläger auf 17.000, das ganze Kriegsrecht kostete ihn 27.000 Gulden.

Da der Präsident des eingesetzten Revisoriums, Graf Königsegg, ob seines Alters und seiner Kränklichkeit keiner

Sitzung beiwohnen konnte, so wurde ihm ein Vicepräsident zugestellt. Beisitzer waren die Hofräthe Komorkansky und Zetto nebst einigen weniger bedeutenden Räthen, die sich in ihrer Abstimmung den drei Genannten anschlossen.

Die wichtige Rolle, welche das Fräulein von Schwerin in dem Kriegsrechte spielte, hatte zur Folge, daß sich die Aufmerksamkeit des Revisoriums vor Allem ihr zuwendete; sie ward verhaftet und sollte nun — wie der schlaue Herr Rudolf sich äußerte — beweisen, daß sie nicht nur in der Offensive, sondern auch in der Defensive fürzugehen verstehe.

Wir sahen, wie sich Ludmilla vor dem Kriegsrecht als Zeugin benahm, wir werden hören, wie sie sich vor dem Revisorio, als einer falschen Aussage verdächtigt, vertheidigen wird.

Das nächste Capitel sei den Scenen gewidmet, in welchen diese Dame eine bisher weniger bemerkte Geschicklichkeit und eine neue Eigenschaft ihres Characters entfaltete und im vollen Glanze strahlen ließ.

VI.

Das Fräulein von Schwerin vor der Revisionscommission.

Es war von Seite des Schimmel Michel nicht Neugierde oder Vorwitz, sondern strenge Amtspflicht, sich mit jedem seiner »Schäflein« gleich in den ersten Tagen der Haft vielfach zu beschäftigen, mit ihnen Gespräche anzuknüpfen, sie auszuforschen, ihre Aeußerungen seinem Gedächtnisse einzuprägen, um von ihnen eine Art Characteristik zu gewinnen, die man später als Handhabe oder als Achillesferse benützen konnte.

In seiner langjährigen Praxis hatte er bei diesem Studium trotz der Verschiedenheit der Charactere und Vernunftgrade des schwachen Geschlechtes doch nur zwei Specialitäten angetroffen: die eine manifestirte sich durch Uebermuth, Frechheit und Leichtsinn, die andere durch Kleinmuth, Verzagtheit und Niedergeschlagenheit.

»In diesem Kämmerlein,« sagte jüngst der Michel zu Roswitha, »hat noch keine geschlafen, die schuldig gewesen wäre, jede hat behauptet, unschuldig zu sein u. s. w.«

Der Schimmel sprach wahr, unschuldig dünkten sich Alle, nur ihre Methoden, den Gefängnißwärter dessen zu überzeugen, waren nicht die nämlichen, die Einen wollten es durch Thränen, die Andern durch Lachen oder mindestens durch erheuchelte Gleichgiltigkeit bewirken — der Michel aber

ließ sie sich abmühen, machte verstohlen seine Bemerkungen, ohne in seiner Ueberzeugung zu wanken; vor dem Richterstuhle seiner Anschauung waren Alle schuldig, selbst jene, die noch nicht zu seinen »Schäflein« zählten, denn — sagte er — selbst wenn der Mensch gar nichts Böses thut, ist er für jene kleinen Sünden strafbar, die er ohne Zweifel beging, die ihm aber eine löbliche Justiz nicht nachzuweisen vermag.

Mit seinem gegenwärtigen Schäflein, nämlich mit dem Fräulein von Schwerin, trat jedoch in Schimmels Praxis eine neue Epoche ein; was er da erlebte, erschien ihm eben so räthselhaft als unerwartet.

Das Fräulein weinte nicht, das Fräulein lachte nicht, es jammerte nicht, es sang nicht, noch mehr, sie hatte noch keine demüthige Sylbe von ihrer Schuldlosigkeit verloren, sondern behandelte den alten Gefängnißwärter wie eine Herrin ihren Diener, sie hörte ihn mit Hoheit an, ohne sich zu einem Gespräche mit ihm herabzuwürdigen; was der Michel auch immer sagen oder erzählen mochte, die Miene des Fräuleins veränderte sich nicht, ihre Züge blieben starr und kalt, sie hörte ihn bis zu Ende an und antwortete dann gewöhnlich: »Es ist gut!« oder: »Verlaßt mich, ich will allein sein!«

Der Michel brummte hundertmal sein bedächtiges »Hm, hm!« wischte sein Augenglas rein, um eine hellere Anschauung zu gewinnen, er gewahrte keinen falschen Zug, keine verdächtige Miene. Er befliß sich der ungewöhnlichsten Zuvorkommenheit, er versuchte zur Abwechslung barsch und abstoßend zu sein: Alles blieb fruchtlos; das Fräulein von Schwerin verharrte in ihrer vornehmen Starrheit und zeigte

dem Alten nur eine Miene, in welcher Bedauern und Verachtung sich mischten.

Was war das für eine merkwürdige Ausnahme in der Naturgeschichte der Schäflein? Welch ein unenträthselbares Phänomen für den Schimmel?

»Die von Werhotitz,« brummte er für sich, war doch auch ein Fräulein »Von«, aber so fahrig und hochnasig zeigte sie sich in keiner Weise.«

Einmal verließen ihn in einem schwachen Augenblicke Geduld und Gutmüthigkeit; nachdem er durch zehn Minuten geredet und vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, rief er ungemein laut: »Aber zum Kuckuk, Fräulein, haben Sie mich gehört oder nicht?«

Ludmilla, ohne die Miene zu ändern, antwortete:

»Ich habe Euch wohl gehört, aber nicht angehört . . .«

»Und warum hörten Sie mich nicht an?«

»Weil ich mit Bütteln und Schergen nicht verkehre,« entgegnete sie mit Eiseskälte.

Dem Schimmel Michel fiel vor Aerger die Brille von der Nase.

Er knirschte mit den Zähnen, ballte die Faust und rief:

»Ich bin weder Büttel noch Scherge, was ich bin, weiß die halbe Stadt, was aber Sie sind, muß sich erst herausstellen.« —

Er konnte vor Wuth nicht weiter sprechen, das Fräulein nahm gleichmüthig das Erbauungsbuch zur Hand und begann darin zu lesen, ohne sich um den grimmerfüllten Greis weiter zu kümmern.

Dieser verließ aufgeregt die Gefangenstube.

»Wart' nur, Du Schlange ohne Paradies,« grollte er

vor sich hin, »deine Stunde wird auch noch schlagen, Dich auf dem Pranger zu sehen, soll für mich eine Wollust sein.«

Ludmilla führte die begonnene Rolle mit eiserner Consequenz fort und behauptete sich in derselben, als sie das erste Mal vor der Commission erschien.

Ihr Benehmen war klug und folgerichtig

Eine Rettung für sie war nur möglich, wenn ihre Verbündeten sie unterstützten; um nun diese Herren nicht bloßzustellen, mußte sie ihren früheren Angaben um jeden Preis treu bleiben, das heißt, sie mußte sich als Fräulein von Schwerin zu behaupten suchen.

Das Fräulein wurde von der Commission mit Schonung und Nachsicht behandelt, vielleicht weil man ihr Geschlecht, vielleicht auch, weil man Jene berücksichtigte, die sich ihrer bedient hatten.

Die Leser werden sich erinnern, daß die Zeugenaussage des Fräuleins von Schwerin in den Acten des Kriegsrechtes gänzlich fehlte; dies erleichterte der Dame ihr Spiel, denn die Revisionscommission besaß kein Document, worauf sie ihr Inquisitorium stützen konnte.

Nachdem der Dame die übliche Einleitungsformel zu Gemüthe geführt wurde, wurde sie um ihren Namen befragt.

Die Antwort lautete: »Ich bin das Fräulein Clementine von Schwerin.«

»Von welcher Linie dieser Familie stammen Sie her? Sie werden vermuthlich wissen, daß die Schwerin in mehr als zwanzig Linien sich abzweigen?«

»O ja, das weiß ich, mein Vater ist der preußische Feldmarschall von Schwerin . . .«

»Der General Feldmarschall Curt Christof Graf von Schwerin ist Ihr Vater?«

»Ja.«

»Wie alt sind Sie?«

»Neunzehn Jahre.«

»Demgemäß wurden Sie ihm Jahre 1727 geboren?«

»So ist es.«

»Ihre Angaben müssen unrichtig sein.«

»Warum unrichtig?«

»Weil man zufolge einer Nachforschung bei dem hiesigen preußischen Residenten in Erfahrung brachte, daß dem Marschall Schwerin im Jahre 1727 keine Tochter geboren wurde, ferner daß sämmtliche Kinder des Herrn Feldmarschalls sich gegenwärtig in Berlin befänden.«

Ueber diesen Einwurf wurde Ludmilla ein wenig verlegen, sie zuckte die Achseln und erwiederte:

»Sie bezweifeln meine Angabe, ich bezweifle die Ihre ... Sie behaupten, sämmtliche Kinder des Feldmarschalls befänden sich in Berlin, sind darunter auch die natürlichen begriffen?«

Die Wendung überraschte.

»Sie behaupten also jetzt ...«

»Ich behaupte jetzt nichts Anderes als was ich früher sagte; wenn ich nähere Umstände verschwieg, so geschah es aus Schonung für den, dem ich das Leben verdanke.«

»Sie sind also eine natürliche Tochter des Grafen von Schwerin?«

»Ja!«

»Lebt Ihre Mutter noch?«

»Nein, sie starb bei meiner Geburt, ich war sechzehn Jahre alt, als ich den Namen meines Vaters erfuhr; ich suchte ihn auf, flehte ihn an, sich meiner Hilflosigkeit zu erbarmen, doch er schenkte mir kein Gehör; desto gnädiger

war der König, der mich zufällig sah, er ließ mich aufsuchen und befahl mir, in seiner Nähe zu verbleiben, ich wurde Seiner Majestät Favorite.«

»Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß man Sie Ihre Aussage wird beschwören lassen.«

»Ich bin jeden Augenblick dazu bereit.«

»Nachdem Sie den Eid geleistet haben, kann man über Ihre Aussage beim preußischen Gesandten Erkundigungen einziehen . . .«

Ludmilla's Verlegenheit steigerte sich, doch erwiederte sie:

»Es steht Ihnen frei, dies zu thun, und wenn der Gesandte in die geheimen Verhältnisse des Königs eingeweiht ist, wird er meine Angaben bestätigen müssen.«

Herr von Zetto, eines der Commissionsglieder, betrachtete das Fräulein mit großer Aufmerksamkeit, schüttelte zuweilen ungläubig den Kopf und gab sich die Miene eines Menschen, der einen Vorgang nicht begreifen kann.

Jetzt nahm er das Wort und sagte:

»Meine Herren, ich besorge, wir verschwenden mit der Inquisition dieser Dame unsere Zeit, sie wird vermuthlich, was sie heute aussagt, morgen widerrufen; ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, das Fräulein sei im Kopfe leidend.«

Bei diesen Worten sah Herr von Zetto die Dame in einer so bedeutungsvollen Weise an, daß sie ihn augenblicklich verstand und hastig nach dem dargereichten Faden griff, der sie aus dem Labyrinth wohlbehalten leiten sollte.

Als hätte sie die Aeußerung des Herrn von Zetto nicht gehört, fragte sie, ob der preußische Gesandte in der Nähe wohne?

»Was wollen Sie von dem Herrn Grafen?«

»Ich will ihn besuchen und bitten, daß er mich aus der Haft befreie.«

»Kennen Sie Herrn von Podewil?«

»Ob ich ihn kenne? Soll ich meinen Geliebten nicht kennen?«

»Wie, der Herr Gesandte ist Ihr Verehrer? Sie behaupteten ja vorhin, der preußische König wär' es gewesen?«

»Hab' ich das wirklich behauptet? dann hab' ich mich geirrt! Ach, meine Herren, ich irre mich oft, mein Kopf ist manchmal gar so schwach.«

Von diesem Momente an begann Ludmilla die Verrückte zu spielen; sie verwechselte Zeiten und Personen, gab verkehrte Antworten, mengte Wahrheit und Lüge durcheinander und brach dann mitten in dem Redegewirre in die Klage aus: »Mein Kopf, ach, mein armer Kopf!«

Die Mitglieder der Commission erkannten wohl das schlaue Spiel, doch duldeten sie es; Herr von Zetto, der es geflissentlich hervorrief, machte eine Ansicht geltend, welcher auch die übrigen Beisitzer des Revisoriums zustimmten. Er sagte:

»Das Mädchen ist nicht verrückt, wir wissen dies recht gut, allein es ist Pflicht, daß wir uns anstellen, als laubten wir es. Das bestandene Kriegsrecht hat die Unvorsichtigkeit begangen, diese Person in den Kreis des Processes zu ziehen und als Fräulein von Schwerin anzuerkennen, unsere Aufgabe ist es, das Versehen des Kriegsrechtes gut zu machen, jedoch ohne es öffentlich zu beschimpfen.«

Hätte Baron Trenk diese Aeußerung vernommen, er würde ohne Zweifel gegen die Ansicht des Herrn von Zetto protestirt haben, die Mitglieder des Revisoriums fanden sie dagegen versöhnlich und ehrbar und stellten sich, als glaubten sie an den Irrsinn des Fräuleins.

Dem zu Folge erhielt auch der Schimmel Michel seine Instructionen.

Der Alte mit dem anmuthigen Zöpflein fiel bei sothaner Kunde wie aus den Wolken. Jetzt erst begriff er das ihm bisher unerklärbare Benehmen des Fräuleins.

»Sie ist verrückt,« murmelte er, »das ist ein Anderes! Darum blickte sie mich manchmal so starr an, daher zeigte sie sich stets kalt wie Marbelstein, wenn sie mit mir reden sollte. Hätt' mir's gleich denken sollen, daß sie die Rapuse hat, denn noch keine, die alle Fünf beisammen trug, hat sich mir gegenüber so kopflos benommen!«

Ludmilla war klug genug, ihr Benehmen auch außer dem Verhör mit ihrer neuen Rolle in Einklang zu bringen.

Das erboste Gemüth des alten Gefängnißwärters, der den »Büttel und Schergen« noch nicht verdaut hatte, sänftigte sich; seitdem er wußte, daß er es mit einer Verrückten zu thun habe, fühlte er gegen das unglückliche Schäflein keinen Groll mehr.

Als Doctor Gerhauer seinen Clienten mit dem Irrsinne des Fräuleins von Schwerin bekannt machte, fuhr der Obrist wie ein gereizter Löwe auf.

»Zum Teufel,« rief er, »was ist das wieder für eine Wolfsgrube? Die Bestie sollte eine Närrin sein? Das ist nicht möglich! Das Revisorium wird sich doch von einer solchen Metze nicht an der Nase herumführen lassen?«

Der Doctor zuckte die Achseln und meinte:

»Es scheint als glaube man es, oder man stellt sich mindestens so.«

»Das ist nicht möglich! Sie wissen es recht gut, daß ich dem Zetto und Komerkansky jedem 4000 Thaler, und

dem Vicepräsidenten 3000 Ducaten im Voraus übersandte, daß ich ihnen weiters das Doppelte verschrieb, wenn sie meine Angelegenheiten dahin ordneten, daß meine Kläger zurückgewiesen würden . . .«

»Ich weiß dies recht gut, Herr Obrist, und ich bin der Meinung, daß Ihre Angelegenheit in diesem Augenblicke vorzüglich steht, allein die Sache mit dem Fräulein von Schwerin würde zu viel Aufsehen erregen . . .«

Trenk wurde wüthend.

»Man scheut jetzt das Aufsehen?« schrie er, »aber als man einen der verdientesten kaiserlichen Obristen unschuldig zum Tode verurtheilte, als man zehntausend Wiener Maulaffen auf die Mehlgrube lockte, die positive zusehen wollten, wie man mir den Kopf abschlägt, da hat man das Aufsehen nicht gescheut. Will das Revisorium vielleicht gar den Löwenwalde und seine Genossenschaft schonen? Ihre Majestät die Kaiserin haben ja die Commission angeordnet, damit das himmelschreiende Unrecht des Kriegsgerichtes aufgedeckt, nicht aber, damit es vertuscht werde. Man hat mich offenkundig beschimpft, man muß mir meine Ehre offenkundig restituiren; Recht will ich, nichts als mein gutes Recht, das ist doch das Wenigste, was ich verlangen kann; die Schmerzen, die ich erduldet, die gemeine Erniedrigung, die ich ausgestanden, das Seelenleiden, ich will ihnen Alles, Alles schenken, ich fordere von dem Federvieh nichts als mein Recht.«

»Herr Obrist wollen bedenken, daß die Glieder des Revisoriums ebenfalls Räthe sind . . .«

»Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, ein Rabe hackt dem andern die Augen nicht aus; aber bei allen neunundneunzigtausend Teufeln! ich glaube doch keine Raben aus-

gesucht zu haben *) und dann mein Geld, wozu habe ich denn die Tausende hergegeben?«

»Ich wiederhole Ihnen, Herr Obrist, Ihre Angelegenheit leidet dadurch keinen Abbruch . . .«

»Nein, nein, nein und hundertmal nein,« rief Trenk, »mit einem Pelz, den man gewaschen hat, ohne ihn naß zu machen, ist mir nicht gedient; die Angelegenheit mit der Bestie darf nicht vertuscht werden. Ich bitte Sie, Herr Doctor, mit aller Energie gegen die vorgeschützte Verrücktheit der Metze zu operiren und wenn das nicht fruchten sollte, so tragen Sie an auf scharfe Inquisition; wird man erst die Bestie recken und strecken, so wird sich der Irrsinn schon verlieren.«

Herr Gerhauer fügte sich dem Begehren seines Clienten, ohne jedoch damit in den Ansichten der Revisionscommission eine Aenderung hervorzubringen.

Herr von Zetto vertheidigte den Einfluß, den er auf die Mitglieder genommen hatte, sehr klug, indem er sagte:

»Die Commission soll dem Obristen Trenk Recht verschaffen: das wird geschehen, das ist ihre Bestimmung, nicht aber dem Publicum einen Scandal zum Besten zu geben. Ich glaub' es recht gerne, daß es der Eitelkeit und Ehrsucht des Herrn Obristen schmeicheln würde, öffentlich als Märtyrer ausgeschrien zu werden und einen Schimpf auf sein früheres Gericht zu laden, er soll aber seine Absicht nicht erreichen. Außerdem bleibt noch ein wichtiger Umstand wohl zu erwägen.

*) Oberst Trenk kannte damals Herrn von Zetto noch nicht. Dieser kam wegen Unterschleif zur Regierungszeit Kaiser Joseph II. ins Zuchthaus und mußte öffentlich Gassen kehren. Ein Näheres darüber findet der Leser in meinem Roman: »Die Rosenkreuzer in Wien.«

In diesem Momente haben die Gönner des Barons über seine Feinde gesiegt, wer steht uns aber dafür, daß sich das Blatt nicht abermals wende und daß diese wieder die Oberhand gewinnen? Warum sollten wir uns durch ein rücksichtsloses Vorgehen zahlreiche und mächtige Feinde schaffen, da wir dieser Gefahr ohne Mühe aus dem Wege gehen können?«

Man fand diese Ansicht vollkommen richtig, ein Mitglied nur bemerkte, daß man nicht vergessen möge, wessen auch der wilde Trenk fähig sei?

»Der eigensinnige Kopf,« hieß es, »wird nicht nachgeben und am Ende durch seinen Advocaten auch über das Revisorium ein Beschwerdniß heraufführen, wie er es bereits über das Kriegsrecht gethan . . .«

»Auch dagegen,« entgegnete Zetto, »ist bereits Rath geschafft. Man wird das Mädchen auf die Seite bringen und zwar vorerst, damit kein Auffallen eintrete, unter dem Vorwande einer Erkrankung in eine milde Anstalt und wenn der Trenk in seinem Drängen fortfahren und keine Raison annehmen wolle, so werde man das Mädchen von hier gänzlich entfernen und sagen, sie sei über die Grenze gebracht, womit die Sache ihr Ende erreiche. Da in den Acten des Kriegsrechtes ihrer keine Erwähnung geschehe, so müsse natürlicher Weise in den Acten des Revisoriums dasselbe Verfahren beobachtet werden.«

Zetto's Antrag wurde angenommen und so kam es, daß man von dem Fräulein von Schwerin in den Acten des ganzen Processes auch nicht ein Wort angemerkt fand.

Dem Verlangen des Trenk'schen Vertreters, das Fräulein vor den Schranken des Revisoriums zu sehen, wurde

keine Folge gegeben, es hieß sie sei erkrankt und man müsse deren Genesung abwarten.

Der Advocat begab sich in die Wohnung am Graben, fand sie geschlossen und erfuhr, daß das schwer erkrankte Fräulein in das Kloster der Elisabethinerinnen auf der Landstraße gebracht worden sei.

Dem war auch wirklich also, Ludmilla Prokop befand sich mit Roswitha von Werhotitz unter einem Dache.

VII.

Weiterer Verlauf des Trenk'schen Revisionsprocesses.

Der Gang des Revisionsprocesses entsprach den Erwartungen des Baron Trenk nicht; es begann sich dabei eine Tendenz bemerkbar zu machen, die den Absichten des Obristen schnurgrade entgegenstand; er wollte eine glänzende Lossprechung, das Revisorium strebte nach einer bescheidenen Rechtfertigung, wo dem Baron halb Recht, halb Gnade zu Theil werden sollte.

Trenk verkannte seine Lage und hielt sich für völlig schuldlos, was er in keinem Falle war. Sein sanguinisches Temperament ließ ihn bereits Plane der Rache bauen; er sah sich im Geiste schon vollkommen frei und zwar nicht im Wege der Gnade, sondern im Wege des Rechtes; wie sehr mußte ihm daher eine Fusion zwischen Recht und Gnade widerstreben, sobald er die Absicht dazu nur deutlich wahrnahm.

Der Vorgang mit dem Fräulein von Schwerin erweckte zuerst sein Mißtrauen, ein zweiter Fall sollte ihm die Augen noch mehr öffnen.

Sein Adjutant, der Lieutenant Baron Hilaire, war, wie bereits erwähnt, wegen der Aussage Ludmilla's verhaftet und in Folge des Revisionsprocesses freigelassen worden.

Der Lieutenant wünschte sehnlichst mit seinem Obristen zu sprechen und erlangte die Erlaubniß dazu durch den Obristen Baron Lopresti, der Trenks Busenfreund war und bei Hofe in gutem Ansehen stand.

Trenk empfing seinen Adjutanten mit großer Freundlichkeit.

»Es freut mich, Sie zu sehen,« rief er bei seinem Anblicke, »hat man Sie endlich losgelassen?«

»Ja, Herr Obrist, ich bin frei und muß Gott danken, daß ich's bin, trotz meiner Schuldlosigkeit.«

»Wie so, Herr Lieutenant? Wie ist's Ihnen ergangen?«

»Schlimm genug; man drohte mir den Proceß zu machen. Thun Sie es immerhin, rief ich ihnen beim Verhöre zu, wenn mein Obrist es im Stockhause aushält, werde ich daran auch nicht sterben, der Tag unserer Rechtfertigung wird schon kommen.«

»Gut gesprochen, Hilaire, gut gesprochen!«

»Da Drohungen nichts fruchteten,« erzählte der Adjutant weiter, »griffen sie zu einem andern Mittel, und boten mir eine hübsche Summe Geldes an, wenn ich gegen Sie falsch Zeugniß ablegen würde. Zum Glücke für den Unterhändler hatte ich keinen Degen an der Seite, sonst würde er den schimpflichen Antrag nicht ungestraft gemacht haben; von dieser Stunde an belästigte man mich nicht mehr, sondern ließ

mich im Stockhause eingekerkert, als ob ich, wer weiß was, verschuldet.«

»Schändlich, abscheulich!« rief der Obrist im Zorn mit den Zähnen knirschend.

Der Lieutenant fuhr fort: »Vor einigen Tagen kam des Morgens der Profoß und kündigte mir meine Freiheit an. Ich begab mich wohl fort, war aber entschlossen, den Schimpf und das Unrecht auf mir nicht ruhen zu lassen und an der Wand fortzukriechen wie ein gezüchtigter Jagdhund. Ich machte meine Schritte und verlangte weitere Untersuchung. Mit der einfachen Freilassung aus dem Gefängnisse, sagte ich, ist mir nicht geholfen. Ich bin Offizier Ihrer Majestät der Kaiserin und glaube ein Recht zu haben, daß meine Ehre unverschuldeter Weise von Niemanden bemakelt werde, und wenn dieser Niemand auch Se. Excellenz der Graf Löwenwalde wäre ....«

»Bravo,« jubelte Trenk, »das haben Sie gesagt? Oh, ich hätte dabei sein und die langen Gesichter sehen mögen, welche darob geschnitten wurden. Dieser Löwenwalde ist auch wirklich der Niemand, ja, er ist noch weniger als das, er ist gar nichts, ein Kanzleihocker, Federfuchser, Ränkeschmied, kurz er ist, was selbst Se. Majestät der Kaiser von ihm zu bemerken geruhte, ein boshafter, böser Mensch; doch fahren Sie fort, Hilaire, was erhielten Sie auf Ihre Forderung für einen Bescheid?«

Der Lieutenant zuckte verächtlich die Achseln und antwortete:

»Man sagte mir, ich möge mich gelassen nach Hause begeben und fein ruhig verhalten, widrigenfalls ich noch einmal dahin wandern würde, woher ich gekommen, nämlich in den Arrest.«

Der Obrist sprang entrüstet zwei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

»Ist es möglich? Das hat man Ihnen geantwortet? Solch' eine Entscheidung wurde Ihnen von der Commission zu Theil, die von Ihrer Majestät der Kaiserin eingesetzt ist, um der Schuldlosigkeit Recht zu verschaffen?«

»Ach, Herr Obrist, ich für meinen Theil habe bereits jede Hoffnung aufgegeben.«

»Wie, Sie werden doch den erlittenen Schimpf nicht auf sich beruhen lassen?«

»Was bleibt mir sonst übrig? Ich bin nur Lieutenant und kann mich mit so mächtigen Feinden in keinen Kampf einlassen. Man kann mit dem Kopfe durch die Wand nicht fahren und wer sich vermißt, in einem Wespennest herumzustöbern, setzt sich der Gefahr aus, von allen denen angefallen zu werden, die nur da sind, den Honig anderer aufzuzehren, ohne selbst welchen zu sammeln.«

»Wahr ist's, wahr!« rief Trenk eifrig, »ein Wespennest ist es, ein Nest voller Stacheln, voll Bosheit und Neid! Während wir draußen Tag für Tag unser Leben auf's Spiel setzten, haben sie daheim gefaullenzt und herumscherwenzelt und nun, da es Friede ist und keine Gefahr mehr vorhanden, nun kriechen sie hinter dem Ofen hervor, spielen die Helden, die Retter des Fürstenhauses und möchten, wir sollen unsere Beute mit ihnen theilen. Prosit die Mahlzeit, ihr jämmerlichen Federknechte! so haben wir nicht gewettet. Seien Sie getrost, Hilaire, ich werde auch Ihnen zum Recht verhelfen, ich bin Mann genug, und wahrlich an Muth fehlt es mir auch nicht, in den Wespenhaufen hineinzutreten und die Insecten mit meinem Fußtritt zu zermalmen.«

Der Lieutenant schüttelte ungläubig den Kopf und entgegnete:

»Sie schlagen die Macht Ihrer Feinde zu gering an, Herr Obrist, das Spiel wird leider nicht so leicht sein, wie Sie vielleicht vermuthen. Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen Folgendes zu erwägen. Sie erfreuen sich unstreitig mächtiger Gönner, Ihre Majestät die Kaiserin estimirt Ihre Verdienste, Se. Majestät der Kaiser, der Prinz Carl sind Ihnen aufs Wärmste zugethan und dennoch wagen es Ihre Feinde, selbst in diesem Momente, wo der Revisionsproceß Ihr Recht protegiren soll, die Köpfe zu erheben und Ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Das zeigt von einem Einflusse und einer Macht, die man nicht hoch genug anschlagen kann, und es will mir fast bedünken, als ob der Löwenwalde selbst nur ein Werkzeug mächtigerer Feinde sei, von denen er die Parole empfängt und von deren Einfluß er getragen wird.«

»Oh,« antwortete Trenk, »ich weiß es, ich weiß Alles, ich kenne die Actores auf der Bühne und deren Lenker hinter dem Vorhang; aber der Teufel und seine Großmutter sollen mich holen, bevor ich nachgebe — alle Donnerwetter des Himmels werden eher niederfahren, bevor ich von meinem Rechte abstehe. Ich werde der Sippschaft beweisen, was ich vermag, ich ganz allein, ich, der Baron Trenk.«

»Ah,« wendete er sich rasch einem eben eintretenden Herrn zu, »da kommt der Doctor Gerhauer; just recht, daß Sie kommen, hören Sie doch meinen Adjutanten an, wie man den abgespeis't hat; man befahl ihm, hübsch bescheiden den Mund zu halten, widrigenfalls man ihn wieder in das Stockhaus zurück transportiren würde; was sagen Sie zu dieser Bescherung, Herr Doctor?«

Der Advocat zuckte die Schultern und versetzte: »Ich sage nichts als Geduld und wieder Geduld . . .«

»Zum Kuckuck mit Ihrer ewigen Geduld! Unsereins leidet Höllenpein und Sie wollen, daß man Schimpf und Unrecht noch länger ertrage, als es ohnedem schon der Fall ist. Sagen Sie mir, was ist's mit dem saubern Fräulein von Schwerin? Hat man sie schon . . .«

Der Advocat unterbrach ihn. »Das Fräulein,« erzählte er, »ist schwer erkrankt und mußte in ein Lazareth gebracht werden.«

Diese Kunde wirkte bei dem Obristen wie kaltes Wasser in siedendes Fett gegossen.

»Da hat man's,« rief er neuerdings erzürnt, »erstlich stellt sich die Metze verrückt und nun erkrankt sie gefährlich! Wer an dieses Lügenspiel glaubt, verdient des Löwenwalde Schuhknecht zu sein, einen ärgeren Schimpf kann's doch auf dieser Welt nicht geben. Und die Herren Revisionsrichter, natürlich, sie glauben an die Krankheit, so wie sie an den Irrsinn geglaubt, heilig und unverbrüchlich, als ob's ihr Evangelium wär'.«

»Der beeidete Medicus hat die Krankheit bescheinigt,« erwiederte der Advocat.

»O ganz natürlich, es ist das nicht die erste Schurkerei von Justiz wegen, wo ein beeideter Pflasterschmierer sein Siegel darauf drückt. Für einen solchen Schmerzenmacher hat ein Menschenkind erst dann einen Werth, wenn es ein Skelett oder wenigstens ein Cadaver geworden. Nein, nein und abermals nein, ich lasse die Racaille nicht aus dem Auge, sie muß mir auf die Folter und wenn alle Löwenwalde der Welt sie in Schutz nehmen, sie muß, sie muß —« dabei stampfte

er giftig den Boden mit dem Fuße, »sie muß, haben Sie mich verstanden, Herr Doctor, sie muß!«

»Herr Obrist, ich bitte Sie inständigst, sich nicht zu echauffiren und das Uebel nicht noch ärger zu machen. Wenn wir in der Sache nicht mit größter Subtilität verfahren, so kommen wir gar nicht zum Zweck. Das löbliche Revisorium wird Ihnen gerecht werden; was verlangen Sie noch? Lassen Sie das Fräulein von Schwerin in Gottes Namen bei den Elisabethinerinnen krank liegen, denn die Commission scheint aus politischen Gründen fest entschlossen, das Löwenwald'sche Kriegsrecht nicht öffentlich zu compromittiren . . .«

»Gut,« rief Trenk, »will die Commission es nicht thun, so werde ich das angenehme Geschäft besorgen; ja, meine Herren, was blicken Sie mich so verdutzt an? ich, der Baron Trenk, werde dem Löwenwalde einen Rauch unter die Nase blasen, daß ihm darob Hören und Sehen vergehen soll.«

»Herr Baron, was gedenken Sie zu beginnen?«

»Fragen Sie mich nicht, denn ich antworte nichts, der Trenk weiß, was er zu thun hat und er wird es thun.«

Vergebens bemühten sich sein Adjutant und der Advocat von ihm zu erfahren, was er vorhabe. Er blieb hartnäckig und entdeckte ihnen nichts; kaum aber waren Sie fort, so machte er sich unverzüglich an die Ausführung seines Vorhabens. Er hatte ein Jahr vorher in Leipzig eine Selbstbiographie erscheinen lassen, in welcher er seine Kriegsthaten erzählte. Nun machte er sich daran, dieses Buch in einer zweiten Auflage zu ergänzen und darin die Geschichte seines Processes mitzutheilen.

Wir denken, es ist jetzt schon nothwendig, zu erinnern, daß Baron Trenk im Arsenal durch achtzehn Monate gefan-

gen saß, daß er somit Zeit genug gewann, das Buch zu vollenden und heimlich nach Leipzig zum Drucke zu befördern.

Es ist außer Zweifel, daß die Feinde des Obristen alles Erdenkliche anwandten, um den Proceß in die Länge zu strecken, weil sie ihren Mann kannten und mit Recht schlossen, daß seine Ungeduld ihn wieder zu selbstschädlichen Unternehmungen verleiten werde.

Anfangs war ihm und seinem Advocaten die Frist von drei Wochen eingeräumt, binnen welchen die Vertheidigungsschrift eingebracht sein mußte; alle Welt zweifelte, daß es ihnen möglich sein werde, in dieser kurzen Zeit das massenhafte Materiale zu bewältigen und die nöthigen Belege herbeizuschaffen; durch angestrengte Arbeit gelang es drei Tage nach dem festgesetzten Termin, die Vertheidigung einzubringen; zwei Monate vergingen und es erfolgte kein Bescheid, endlich hieß es, die Herren Referenten können nichts beschließen, bevor nicht ein Zeugniß des Prinzen Carl beigebracht wurde, auf welches sich Trenk in einigen Puncten seiner Vertheidigung berief.

Die Eingabe und Erledigung um dieses Attestat verzehrte abermals drei Wochen, denn der Prinz war zufällig abwesend.

Trenk reichte das angelangte Document ein und hoffte nun mit Zuversicht, dem Ende seiner »Calamität« entgegensehen zu dürfen, allein er irrte sich, es geschah das Unglaublichste, es wurde ein Rath gehalten und darin beschlossen, bei Ihrer Majestät anzufragen, ob das von Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Carl ausgestellte Attestat für giltig angesehen werden solle?

Trenk tobte und schäumte.

Der Wahrheit zur Ehre muß man bekennen, daß ein so gewissenloses, perfides Verfahren den kaltblütigsten Menschen zur Verzweiflung hätte führen können, um so mehr einen Brausekopf wie der Obrist war.

»Ist, so lange die Welt steht, dergleichen erhört worden?« fragte er sich selbst, »hat je eine slavonische Räuberbande Niederträchtigeres begangen? Jene Räuber, die ich, wenn sie in meine Hände geriethen, rädern und spießen ließ, sie waren Feinde, die meinem Eigenthume nachstrebten, aber nur, weil die Noth sie dazu trieb; das hiesige Rabengesindel jedoch leidet ja keine Noth, es wird ja aus dem Staatssäckel gefüttert und gemästet. Ich hab' einmal was von einem aussätzigen Juden erzählen hören, ich glaub', er hieß Hiob, der soll auch absonderlich viel gelitten haben, allein was waren seine Leiden gegenüber den meinen? Der Jude hat sich doch in die Sonne setzen und mit Scherben kratzen können, ich aber bin ein Arrestant, muß im Schatten bleiben und hab nichts, womit oder woran ich mich kratzen kann. Der Jude hat viel verloren, das ist wahr, Eins jedoch blieb ihm, seine Freiheit nämlich, mir armen Lazarus wurde auch die genommen.«

Mit langen Schritten durchmaß er seine Wohnzimmer, plötzlich blieb er stehen, ein schadenfroher Zug erleuchtete sein Antlitz, ein triumphirender Blick durchflog das Gemach.

»Doch nein,« rief er, »auch ich besitze was, womit ich meine Pein mildern kann; ich bin zwar kein Gelehrter, und gewohnt den Stahl, nicht aber die Feder zu führen, doch hab ich genug gelernt, um das Wort an das Papier zu fesseln und meine Ketten sind gerade so lang, mich daran nicht zu hindern. Ja, mein Buch soll das Schabeisen werden, womit

ich mir wohl und meinen Feinden weh thun will, ich will ihnen das Ding ein wenig unter die Nase reiben; sie martern mich mit Lügen, ich will sie mit Wahrheiten peitschen. Beim Löwenwald'schen Kriegsrechte wurde über meinen Tod so lebhaft disputirt, daß eine der beim Kriegsrecht stets angezündeten Wachskerzen erlosch, wobei einer der Beisitzer betroffen äußerte: »das habe was zu bedeuten!« Freilich hat es was zu bedeuten gehabt, dem Kriegsrechte folgte die Revision auf dem Fuße. Ich aber will nicht blos eine Kerze, sondern einen ganzen Scheiterhaufen anzünden, der über meinen Proceß ein gar schauriges Licht verbreiten und dem Federvieh seine Fittige für lange Zeit versengen soll.«

So raisonnirte Trenk, und Woche an Woche, Monat an Monat verstrich, ohne daß der Proceß ein erwünschtes Ende erreichte.

Eines Tages, als Doctor Gerhauer wieder zu ihm kam, gab der Obrist die Steigerung seiner Ungeduld zu erkennen.

Der Advocat suchte ihn zu besänftigen.

»Sie, Herr Obrist,« sagte er, »sitzen hier im Arsenal und ahnen die Hindernisse nicht, mit denen ich auswärts zu kämpfen habe. Es soll mich nicht wundern, wenn nächstens eine meiner Angaben mit der Bemängelung herabgelangen würde, ich habe auf dem ersten »i« Zeile 10 von oben den Punct vergessen und mich derohalb gegen die hohe Stelle eines Delicti schuldig gemacht.«

»Lieber Doctor,« antwortete der Obrist, »ich begreife Ihre Fatiguen, allein ich fühle zugleich, daß mein harter Arrest sich immer mehr in die Länge zieht und daß dies meiner Gesundheit keineswegs zuträglich ist.«

»Die Erledigung kann nimmer lange auf sich warten lassen —

»So hoffe ich schon Ein Jahr lang, da es aber vergebens war, so muß etwas unternommen werden, um den Gang zu beschleunigen.«

»Reichen wir ein »Promemoria« an Ihre Majestät die Kaiserin ein.«

Trenk erwog diesen Rath und erwiederte: »Meinethalben, das Promemoria muß jedoch von Ihnen allein als von meinem »Ex officio Bestellten« ausgehen. Sie müssen so submiß, als es Ihnen gut dünkt, schreiben, und Ihrer Majestät das widrige, mit mir vorgenommene Verfahren entdecken. Gott gebe, daß das Promemoria was nütze, damit ich endlich von meinen Martern befreit werde.«

Nachstehend geben wir nun auch dieses Actenstück seinem vollen Inhalte nach, wobei wir jedoch Folgendes bemerken:

Der sehr ehrenwerthe Doctor Gerhauer mag im Jahre 1747 nicht gedacht haben, daß sein Actenstück volle hundert Jahre später in einem Roman Aufnahme finden würde, sonst hätte er die zahlreichen lateinischen Sätze, die sogenannten juridisch-technischen Bezeichnungen, deren Verständniß man einem weiblichen Lesepublicum nimmermehr zumuthen kann, vielleicht vermieden; da dies aber nicht der Fall ist, sondern die lateinischen Bezeichnungen fast ein *Drittheil* des *Originals* bilden, so haben wir sie in unserer Abschrift ganz ausgelassen und statt ihrer gleich deren Verdeutschung gesetzt; da außerdem die Amtssprache des damaligen Juristen im Vergleich gegen das bereits mitgetheilte Cordua'sche »Gutachten« noch unverständlicher ist, so haben wir zur Bequemlichkeit der Leserinnen hie und da in den Verbindungen nachgehol-

fen, ohne jedoch in das Eigenthümliche des Documents störend einzugreifen.

Pro Memoria,

»demnach der Baron Trenk zu Folge des ihm allergnädigst ertheilten Termin seine Defensionsschrift innerhalb drei Wochen, drei Tagen, nämlich den 12. December abgewichenen Jahres allerunterthänigst, allergehorsamst eingereicht, und in solcher drei verschiedene Petita cumuliret (hat drei verschiedene Ansuchen zugleich angebracht) nämlich:

Primo den wider ihn von dem in Sachen allerhöchst aufgestellten gewesten Kriegsrecht abgeführten Criminalproceß ex officio allergnädigst zu anulliren und zu cassiren (nämlich für ungiltig erklären und zu beseitigen) oder:

Secundo ihn von den ihm imputirten Criminibus zu absolviren (zur Last gelegten Verbrechen freizusprechen) allenfalls aber

Tertio mehrgemeldeten Baron Trenk zur ordentlichen Purgation (Rechtfertigung) allermildest zuzulassen, ist hierüber innerhalb ganzer drei Monate seines Wissens nicht das Mindeste bis anhero fürgekehrt worden.«

»Gleichwie aber bei diesem, von ihm, Baron Trenk, allerunterthänigst, allergehorsamst gestellten dreien Petitis hauptsächlich es dahin (darauf) ankommt, ob einem aus solchen allergnädigst deferiret (willfahren) oder anstatt dessen er, Baron Trenk, arbitrarie oder ordinarie (nach bloßem Ermessen oder ordentlich, d. h. gesetzlich) abgeurtheilt werden könne? Als (Es) ist demnach ein und das andere rechtlich zu erörtern.

»Das nun also er, Baron Trenk, bei künftig aller-

höchster Criminalproceßerledigung weder arbitrarie oder ordinarie condemniret (verurtheilt) werden könne, dieses ergibt sich um so rechtlicher aus Folgendem, als:

„Primo es wird nicht nur allein vermög den beiden aufgestellt gewesten Kriegsrechten abgeführten Criminalproceß, sondern auch aus der von ihm, Trenk, allerunterthänigst eingereichten Revisionsschrift sofort allzurichtig gestellt, daß

„erstens die ihm imputirten Verbrechen weder durch die sich selbst hervorgemacht ordentliche und wirkliche Actores oder Ankläger im Anklagewege, noch durch das wiederholt aufgestellt geweste Kriegsrecht im Untersuchungswege gesetzlich dargethan, folglich nicht rechtlich probiret (geprüft) worden sind, alldieweil weder er, Trenk, der Criminalordnung nach gewöhnlichermaßen am dritten Tage constituiret (belangt) und er sowohl als die Zeugen nicht vom Anfange bis zum Ende suggessive (verfänglich) befraget wurden; die Zeugen hingegen mit einander und unter sich gegen alle gesetzliche Ordnung, confrontirt worden und weiteres ein und dasselbe Factum sammt Nebenumständen von einem Zeugen affirmative (vejahend) und von dem andern negative (verneinend) beschworen, ja, sich zu Kläger und Zeuge zugleich ein und derselbe, zu der letzteren Qualität auch Unaufgeforderte sich angetragen haben. Einige wurden zu bejahenden Antworten und Aussagen durch Arrest und Eisenanschlagen gezwungen, mit nichten aber zur deutlichen und umständlichen Aussagung angehalten, noch weniger aber er, Baron Trenk, selber solch imputirte Verbrechen eingestanden hat, welch ein und das andere doch unumgänglich gefordert wird, auf daß mit einem Endurtheil, vel arbitrarie, vel ordinarie abgegangen werden könne; ja, der mindeste Umstand, so das factum seu crimen

(die That oder das Verbrechen) zweifelhaft machen kann, ganz klar erörtert werden muß. Und obschon

»zweitens nicht ohne, daß er, Baron Trenk, in seinen Aussagen ein anderes Factum eingestanden hat, so ist doch hierorts allergnädigst wohl zu erwägen, daß er, Baron Trenk, in keinem einzigen Puncte das Factum einfach, sondern nur unter gewisser Art, Beschaffenheit und Bedingung zugestanden, wodurch das Factum ein ganz anderes Ansehen gewinnt und die Eigenthümlichkeit des Verbrechens verlieret, was vor allen andern gleichfalls erläutert werden muß, und insolange nicht mit einem Endurtheile, auch nicht einmal arbitrarie mittelst mindester Bestrafung abgegangen werden kann, als gleichfalls rechtlich dargethan wird, daß die solchergestalt beigerückte Qualität wirklich beschehen sei. Und da:

»Secundo vermög der vorgelegter Maßen bei dem aufgestellt gewesenen Kriegsrecht unterloffenen unordentlichen und widerrechtlichen Criminalproceß-Instruirung kann er Baron Trenk nicht nur allein auf welche immer eine Weise condemniret (verurtheilt) werden, sondern es wäre auch solcher Inquisitionsproceß allergnädigst zu cassiren, und diesem seinen Petito (Gesuch) allermildest zu gewilligen. Allein gleichwie er nur die allerhöchste Erklärung solch nichtigen Vorganges eben so hauptsächlich nicht zu thun, angesehen der ganze Proceß von Neuem incaminiret (eingeleitet) werden müsse, als ist vielmehr hierorts weiters darzuthun, womit

»Tertio er, Baron Trenk, dies Alles angenommen, zu Folge seiner von ihm allerunterthänigst, allergehorsamst gestellten Petiti, von den ihm imputirten Criminibus (zur Last gelegten Verbrechen) und diesseitiger Strafe allergnädigst absolviret werden könnte; und zumalen dann zu Platzgreifung

dessen eines Theils in der That nur allzurichtig und nicht zu widersprechen ist, daß dieser Criminalproceß durch Anklage seinen Anfang genommen und durch ordentliche Kläger constituiret worden: mithin andern Theils, diese wider ihn instigirt (aufgehetzt) aufgetretenen Kläger, die in ihren Libellis (Klageschriften) ihm so vielfältig und häufig aufgebürdeten Crimina der Ordnung nach durch andere untadelhafte Zeugen und articulirt stringirte Aussagen (gegliederte, bündige Aussagen) rechtlich hätten erweisen sollen. Drittentheils aber ungeachtet dessen seien die Ankläger dennoch zugleich in propria causa (im eigenen Rechtshandel) — welches Zeugniß aber von Rechtswegen keine Giltigkeit hat — abgegeben, und die übrigen Zeugen ebenfalls ganz tadelhaft sind und Alle doroselben ihre Aussagen — was Zeit, Art, Weise und Gründe anbelangt — keineswegs concludiren, mithin selbe ihren Endzweck mit nichten erfüllet, noch die ihm, Baron Trenk, imputirte Crimina erwiesen, weder das Factum richtig gestellet, oder ihm dessen legitime convinciret (rechtlich überführt) haben; vierten Theils hingegen in den allgemein bekannten Rechten eine ausgemachte Sache ist, daß wenn der Kläger nichts beweisen kann, der Beklagte loszusprechen ist und daß das Recht geneigter ist, eher freizusprechen als zu verurtheilen, ja es ist sogar vorzuziehen einen Schuldigen freizusprechen als einen Unschuldigen zu verurtheilen; als ist auch endlich nicht zu wiederneinen (verneinen), daß er Baron Trenk von der, von seinen Klägern wider ihn eingereichten Criminalklage und alldarin ihm imputirten Criminibus los und ledig allergnädigst-allermildest gesprochen werden könne, besonders wo nebst allen dem annoch allergnädigst zu erwägen kommt, daß er, Baron Trenk, auf künftigen Monat April schon durch ein ganzes Jahr ohne sein Verschulden — weil das aufgestellt geweste Kriegsrecht

den Criminalproceß gleich anfangs ordentlich instruiren (einleiten) und die nöthigen Verificationes (Beurkundigungen, Belege) hätte einholen sollen — im schweren Kerker gesessen. als ein wirklich Oberster unerhört kreuzweis geschlossen, seine Güter, dem klaren ungarischen Gesetz entgegen — angesehen er nicht einmal eines staats- oder hochverrätherischen Verbrechens angeklagt worden — in sequestrationem gezogen, dann während der Dauer dieses Sequesters durch das Comitat in unaussprechlichen Schaden gesetzet und die Herrschaften ruiniret worden, ungemein große Spesen aufgegangen, bei dem ganzen Publico, gleichsam als wann Er mit dem König von Preußen colludirt (ein heimliches Einverständniß gehabt), selben gar gefangen, jedoch wieder dolose (betrüglich, hinterlistig) losgelassen hätte, ja sogar eine gewisse Weibsperson, um ihn dessen zu überzeugen, mit seinen Spesen hieher kommen lassen, wo man auch seinen Lieutenant vorgestellet, jedoch auch diesem nichts im mindesten beweisen können, ihn also beim ganzen Publico gänzlich verhaßt gemacht und in größten Schand und Spott gesetzet worden!

»Schlüßlich aber der Baron Trenk die ihm imputirte delicta graviora (schwereren Vergehen) durch die von Seiner königlichen Hoheit Herrn Herzogen zu Lothringen Durchlaucht herausgegebenen Beglaubigung, daß er sich bei Höchstdero fürgehabten Commando verantwortet und gewissermaßen zu ein und anderen von Höchstderoselben autorisirt (ermächtiget) geworden wäre, gänzlich purgiret habe. Ja, was noch mehr, ungeachtet, daß dergleichen höchste Bestätigung bei der gleich anfangs fürgewesten General Graf Cordua Untersuchungscommission nicht beigelegt gewesen, dennoch derselbe mit seinem Veto dahin abgegangen (hat sein Urtheil dahin gefällt), gleich wie ex actis (aus den Acten) zu ersehen, daß dieser

ihm Baron Trenk imputirten Criminum halber ein ordentliches Kriegsrecht zu halten, unnöthig zu sein erachtete und da die des Baron Trenk dem allerdurchlauchtigsten Haus Oesterreich allerunterthänigst ersprießlich geleistete vielfältige Dienste und viel eroberte haltbare Plätze von ein und anderer Uebersehung wider allerunterthänigstes Anhoffen völlig loszusprechen, nicht fähig sein sollten, so wäre doch

»Quarto um so weniger die von ihm letztlich ad purgationem (um sich zu rechtfertigen), gebotene Zulassung und inmittelst Arrestsentledigung gegen genugsame Caution ihm Baron Trenk zu denegiren (verweigern) und zu zugleich ein und den andern um so rechtlicher allergnädigst zuzulassen, als Hucusque (bis nun) recensirtermassen (untersuchtermaßen) genugsam erhellet, wie alles turbata ordine (in gestörter Ordnung, unordentlich) hergegangen, keine Beglaubigungen eingeholet worden, und er, Baron Trenk, in ein und andern bereits wirklich purgiret habe und dann man Niemanden de jure naturae sich zu vertheidigen abschlagen kann.

»Dr. Gerhauer,
ex officio Bestellter.«

Bevor noch eine Erledigung dieses »Promemoria« erfolgte, traten Zwischenfälle ein, welche dem ganzen Processe eine andere Wendung gaben; wir werden dies erzählen, sobald wir nachgeholt, was währenddem nach andern Richtungen unserer Erzählung sich begab.

VIII.

Im Krankensaale bei den Elisabethinerinnen.

Die weiße Rose als Büßerin — der Engel im Bußgewande!

Ihr Herz ist rein, ihr Gewissen ohne Flecken und doch hat die Keuschheitscommission sie verurtheilt, Ein Jahr lang zu büßen!

Oh, über die Kurzsichtigkeit menschlichen Urtheils, das heute die Tugend auf den Pranger stellt und morgen dem augenverdrehenden Laster, der verkappten Heuchelei den Tugendpreis zuerkennt.

Roswitha eine Büßerin im härenen Gewande — schwarz und weiß — zwei Farben, die zufällig den Zustand ihres Wesens versinnlichen; weiß ist die Farbe der Unschuld, schwarz die Farbe der Trauer, und wer hat mehr Grund zu trauern, als das Fräulein von Werhotitz?

Hat man sie doch trotz ihrer Schuldlosigkeit den Armen ihres greisen Vaters entrissen, von dem Geliebten getrennt und zur Buße verurtheilt!

Doch den herben Kelch, den das Schicksal den Rosenlippen aufnöthigte, milderte ein süßer Beisatz, die Art der Buße widerstrebte ihrem Gemüthe nicht, ihr mildthätig Herz neigte sich ohnedem freundlich der Armuth zu, ihr zartes Gefühl, ihr mitleidiger Sinn drängte sie von jeher, den Bresthaften und Kranken beizustehen, sie übte daher aus an=

gebornem Triebe und aus Christenpflicht, was der ungerechte Richterspruch ihr als Buße auferlegte.

Eine Wohlthat war es ferner für die Jungfrau, daß mit Ausnahme der Priorin keine Seele im Kloster von ihrer Verurtheilung Kenntniß erhielt, somit wußte auch nur die Vorsteherin, daß das Fräulein zur Strafe sich da befand, was der Büßerin manchen Scheelblick und manche heimliche Kränkung ersparte.

Roswitha galt für eine Novize und fügte sich gewissenhaft, fast ängstlich allen Vorschriften und Klosterregeln, ja, sie that Vieles über die ihr zugemessene Pflicht, und jene Kranken, deren Pflege und Wartung ihr anvertraut waren, erkannten bald die besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt, deren sie sich von Seite der jungen Schwester erfreuten.

Eines Nachmittags wurde der Krankenstand bei den Elisabethinerinnen um eine Patientin vermehrt, um eine junge Dame, die durch besondere Verwendung dort Aufnahme fand und der Klosteroberin auch angelegentlich empfohlen worden war. Diese, um der Empfehlung vollkommen zu genügen, glaubte die Kranke der sorgfältigsten Pflege anvertrauen zu müssen und übergab sie dem Fräulein von Werhotitz.

Roswitha war demnach die Wärterin Ludmilla's, denn die empfohlene Kranke war Niemand anders als das Fräulein von Schwerin!

Was diese schlaue Betrügerin bis jetzt unternahm, geschah Alles in Folge kluger Berechnung mit tückischer Hinterlist.

Um ihre Leidenschaft für Guido von Nedorost zum heißersehnten Ziele zu führen, versetzte sie zwei ehrenwerthe Fa-

milien in Trauer und trennte zwei Liebende, indem sie über Beide Unglück brachte.

Nachdem ihr erster Versuch, den jungen Mann mit ihren Netzen zu umstricken, mißlang, und die Umstände sie verhinderten, einen zweiten zu unternehmen, verlor sie selbst im Bedrängniß ihr Ziel nicht aus den Augen und hatte einen Plan ausgeheckt, die Kluft, welche die Liebenden trennte, noch mehr zu erweitern, ja, wo möglich, für Beide ganz unübersteiglich zu machen; gelang ihr dies, erreichte ferner der Trenk'sche Proceß sein Ende, so konnte sie, woran sie nicht zweifelte, in Wien verweilen und unangefochten ihre Absichten auf Guido weiter verfolgen.

Ludmilla Prokop wollte mit dem Fräulein von Werhotitz in Verkehr treten, und wußte, daß Roswitha im Kloster der Elisabethinerinnen zur Krankenpflege verurtheilt sei; nachdem sie daher sich und ihren Gönnern mit der vor dem Revisorium gespielten Comödie einen wesentlichen Dienst geleistet hatte, stellte sie sich plötzlich krank, — was den Anderen ebenfalls sehr willkommen erschien, — und verlangte in das Kloster der Elisabethinerinnen gebracht zu werden.

Der Ex-Grenadier übermittelte ihre Wünsche dem Grafen Löwenwalde, und dieser beeilte sich, das Verlangen der gefährlichen Mithelferin durch seinen Einfluß zu unterstützen, denn das Fräulein von Schwerin befand sich in der günstigen Lage, daß die Mittel zur Erreichung ihrer persönlichen Absichten die Plane ihres Verbündeten nicht durchkreuzten.

So gelangte Ludmilla in das Kloster auf der Landstraße, und erhielt, damit ihre Absicht um so bequemer gelinge,

wir wissen bereits aus welchem Grunde, Roswitha zur Krankenwärterin.

Das Fräulein von Werhotitz hatte von der Existenz dieses Mädchens keine Ahnung, während im Gegentheile Ludmilla ihre Gegnerin recht gut kannte und nicht wenig erfreut war, als sie wahrnahm, daß Roswitha zu ihrer Wärterin bestimmt sei. Sie konnte nun ihr Vorhaben mit Muße und Behaglichkeit durchführen.

Da es in der Absicht der Herren vom Revisorio lag, den Namen des Fräuleins von Schwerin vom Schauplatze verschwinden zu lassen, so erschien Ludmilla in der Krankenliste der Elisabethinerinnen als ein Fräulein Clementine von Werin, und damit sie im Krankensaale ja nicht für irrsinnig gehalten werde, was ihrem Vorhaben Eintrag gethan hätte, dichtete sie sich irgend ein innerliches secundäres Leiden an, das mit ihrem gesunden Aussehen nicht zu stark im Widerspruche stand.

Das Fräulein von Schwerin erschien demnach unter natürlichen und motivirten Umständen als Kranke bei den Elisabethinerinnen, so daß Roswitha schwer wissen konnte, welche Rolle sie bisher in der Welt gespielt und eben so wenig den eigentlichen Grund von deren Anwesenheit zu ahnen vermochte.

Ludmilla konnte daher ihr falsches Spiel ungesäumt beginnen.

Arme Roswitha, kein Laut ihres Herzens warnte sie vor der neuen Schlinge, kein Hauch verkündete ihr, daß sie die Urheberin ihres Unglückes vor sich sehe.

Die innere Stimme, die sich oft warnend vernehmen läßt, wenn wir gefährliche Schritte zu thun im Begriffe sind, der Widerwille, der uns meist beschleicht, wenn wir mit ge-

wissen Personen in Verkehr treten sollen, nichts regte sich bei dem Fräulein von Werhotitz, ja, ein tückischer Zufall fügte es sogar, daß das Aeußere Ludmilla's bei ihr einen freundlichen Eindruck hervorbrachte, daß die erheuchelte Leidensmiene der Kranken ihre Theilnahme, ihr Wohlwollen erregte und sie sich von der Falschen angezogen fühlte, wie der Vogel von der Schlange, die ihn zum Opfer sich ausersah.

»Oh, ehrwürdige Schwester,« sagte Ludmilla gleich nach den ersten Diensten, die ihr von der Liebeswärterin zu Theil wurden, »ich leide doppelt: hier ist es nicht allein meine Krankheit, die mir Schmerzen verursacht, sondern auch das Bewußtsein, fremden Personen zur Last fallen zu müssen . . .«

»Die Bestimmung dieser heiligen Stätte,« antwortete Roswitha freundlich tröstend, »ist, leidenden Frauen Hilfe und Stütze zu bieten, Sie fallen hier Niemanden zur Last —«

»Oh, ich weiß es, ich habe in früheren Jahren von der milden Anstalt der frommen Elisabethinerinnen oft erzählen hören, eine Verwandte meiner Mutter zog sich von dem Getümmel der Welt in ein Kloster zurück und ich, damals noch ein kleines Mädchen, begleitete meine Mutter oft, wenn sie die Freundin zu besuchen ging. Ach, wer damals meiner guten Mutter gesagt hätte, ihre Clementine, ihre einzige Tochter, würde einst so unglücklich sein, in einem solchen Kloster als hilflose Kranke eine Unterkunft suchen zu müssen . . .«

Ludmilla begann zu schluchzen und verdeckte die Augen mit der Hand.

Roswitha bemühte sich, sie liebreich zu trösten.

»Weinen Sie nicht, Fräulein,« bat sie mit der Stimme

der wärmsten Theilnahme, »Sie verschlimmern damit nur Ihr körperlich Uebel. Wie das Glück so ist auch das Unglück blind, es fällt meist auf den, der es am wenigsten verdient.«

»Ach, ehrwürdige Schwester, wenn Sie wüßten, was ich, obwohl noch jung an Jahren, bis jetzt schon erlebt und gelitten habe!«

»Der alte Spruch, daß das Leben nur eine Schule ist, bewährt sich an Jedermann,« antwortete das Fräulein von Werhotitz traurig.

»Und welch eine Schule!« klagte Ludmilla und versank dann wieder in ein wohlberechnetes Schweigen.

Der Anfang war glücklich gemacht, die Schlaue hatte der arglosen Büßerin Mitleid eingeflößt und ihre Theilnahme erregt.

Damit begnügte sie sich einstweilen und benützte die nächsten Tage blos, ihre Wärterin immer mehr für sich einzunehmen, was ihr durch demüthiges, einschmeichelndes Betragen, durch erheuchelte Seufzer und erkünstelte Thränen auch gelang.

Roswitha schenkte dem kranken Fräulein eine besondere Sorgfalt und erhöhte Aufmerksamkeit, sie brachte jeden freien Augenblick an ihrem Lager zu, dessen Einrichtung eine vertraute Zwiesprache begünstigte.

Die in dem Krankensaale aufgestellten Betten waren durch entsprechende Zwischenräume getrennt und jedes derselben von Gardinen umwallt, so daß man hinter denselben mit der Kranken leise verkehren konnte ohne von der Nachbarin gesehen oder gehört zu werden.

Die junge Büßerin stahl sich nun oft — unbeschadet ihrer Pflicht — an das Lager des unglücklichen Fräuleins, frug sie um ihr Befinden, verabreichte ihr die Arznei oder

einen kühlenden Trank und verrieth ihr somit deutlich die eingeflößte Theilnahme.

Ludmilla that nun in ihrem Vorhaben abermals einen Schritt nach vorwärts.

Bis nun hatte Roswitha blos erfahren, daß das Fräulein vom Unglücke schwer betroffen worden sei, ohne daß sie jedoch erfuhr, in welcher Weise dies geschehen war?

Diese Mittheilung war der Gegenstand der nächsten längeren Unterhaltung.

Ludmilla erzählte ihrer Wärterin von dem Ansehen und dem Reichthume, dessen sich ihre Eltern erfreut hatten.

»Vor sechs Jahren noch,« sagte sie, »lebte ich in Ueberfluß im väterlichen Schlosse, das in Schlesien unweit der Landeshauptstadt lag. Das einzige Kind geliebter Eltern, war ich bestimmt, ihren großen Reichthum zu erben, und im ganzen Lande gab es kein Edelfräulein, welches sich an Glück mit mir hätte messen können. Ach, ehrwürdige Schwester, wie wurde ich von meinen Eltern geliebt! Vater und Mutter hingen mit ganzer Seele an mir, ich war ihr Augapfel, ihr Theuerstes. Mir allein war ihre ganze Sorgfalt gewidmet, ich wurde von ihnen wie ein kostbarer Schatz gehütet und gewartet und nun — bin ich allein, ohne sie, ohne Verwandte, allein und arm . . .«

Schluchzen und Thränen erstickten ihre Stimme und hinderten sie am Weitersprechen.

»Welche traurige Ergebnisse haben diese Aenderung in Ihren Verhältnissen herbei geführt?« fragte die Büßerin.

»Der Krieg war es, ehrwürdige Schwester, der unselige Krieg. Der König von Preußen fiel in mein Vaterland ein und eroberte es, mein Vater hielt zur Kaiserin, seiner

angestammten Herrscherin, und machte aus seiner Anhänglichkeit für das Haus Oesterreich kein Hehl; die preußischen Soldaten straften diese Gesinnung, indem sie unser Schloß niederbrannten und unsere Besitzung zerstörten; der Vater fiel im Kampfe um sein Eigenthum, und der Schmerz über die unersetzlichen Verluste brach der Mutter das Herz.

»Vierzehn Tage genügten,« fuhr die Kranke nach einer kurzen Pause fort, »das ganze Gebäude meines Glückes nieder zu reißen, ich war eine elternlose Waise geworden, wohin ich mich wandte, nirgends fand ich eine helfende Hand; die Nachbarn mieden mich, um sich bei den neuen Machthabern nicht zu verdächtigen; die sich wenige Wochen vorher noch um meine Gunst bewarben, flohen mich jetzt aus Furcht von mir angesprochen zu werden. In dieser Lage zu verbleiben war mir unmöglich, ich wandte mich an einen würdigen Geistlichen, der mir im Vertrauen den Rath gab, mich heimlich nach Wien zu begeben, vor Ihrer Majestät der Kaiserin einen Fußfall zu machen und der Monarchin mein Unglück vorzutragen. Ich befolgte den Rath, sammelte die wenigen Reste meines Reichthums und trat die Reise nach Wien an. Ach, ehrwürdige Schwester, wär' es mir gelungen, mit dem, was ich noch besaß, glücklich in Wien anzukommen, ich hätte dem Himmel danken dürfen, denn Noth, Entbehrung und was seitdem noch über mich kam, wären nicht mein Loos geworden; aber der Himmel fügte es anders, die Prüfung, die er über mich sandte, war noch lange nicht erschöpft. Der Wagen, in dem ich fuhr, wurde von Marodeurs überfallen, die mich und meine Reisegefährten der ganzen Baarschaft, die wir mit uns führten, beraubten.«

Das Fräulein von Werhotitz rang bedauernd die Hände und klagte:

»Ein trauriges Schicksal! der Himmel verlieh Ihnen doch so viel Kraft, den Verlust und den Schreck zu ertragen ....«

»Oh, hätten die Räuber mich getödtet, sie würden mir noch Schlimmeres erspart haben ....«

»Noch Schlimmeres?« fragte Roswitha fast ängstlich.

Die Kranke nickte traurig mit dem Kopfe und flüsterte:

»Oh gewiß, noch Schlimmeres, aber ich bin zu schwach, ich vermag nicht weiter zu sprechen .... verzeihen Sie .... ein andermal ...«

Eine geschickte Schauspielerin, berechnete Ludmilla den Moment, wo sie inne zu halten hatte, um die Gefühle ihres Opfers in nothwendiger Erregung, deren Theilnahme wach und ihre Neugierde in Spannung zu erhalten.

Was war das Schlimmere, dachte Roswitha, von welchem das arme Fräulein in Wien betroffen wurde? War's die Krankheit blos, oder noch ein anderes Uebel? Vielleicht ein Unglück, wie das, welches sie selbst traf?

Ludmilla ließ abermals zwei Tage verstreichen, bevor sie sich geneigt fand, weiter zu sprechen; man muß die Saiten spannen, wenn sie weiter klingen sollen.

Am Nachmittag des zweiten Tages faßte sie die Wäterin an der Hand, zog sie zu sich herab und flüsterte ihr ins Ohr:

»Würdige Schwester, Sie trifft heute Nacht die Reihe, Krankenwache zu halten; sobald es im Saale ruhig geworden, kommen Sie zu mir und ich will mein Leiden ausschütten in Ihr frommes Herz.«

Die Büßerin nickte der Kranken gewährend zu und der Abend wurde von Beiden mit gleich großer Ungeduld erwartet,

von Ludmilla, weil sie ihr Vorhaben zu Ende führen und die Saat säen wollte, deren Frucht sie bald zu ernten hoffte.

Die Nacht senkte sich traurig und einförmig in den Krankensaal hernieder, zwei Lampen, eine am oberen, die andere am unteren Ende desselben, warfen nur röthlich matte Strahlen von sich, die kaum hinreichten, ihre nächste Umgebung in ein Dämmerlicht zu hüllen; im Saale herrschte jenes monotone Stöhnen, Aechzen und Kreischen, womit Kranke gewöhnlich den Odem ausströmen, was in Krankensälen besonders zur Nachtzeit zu vernehmen ist.

Das Fräulein von Werhotitz machte noch einmal die Runde durch den Saal und schlüpfte dann zu Clementine von Werin, an deren Seite sie sich niederließ.

Die Kranke faßte die Hand der frommen Wärterin, um sie an ihre Lippen zu führen; Roswitha verweigerte dies jedoch, neigte sich vielmehr zu ihr hinab und bot ihr die Lippen zum Kusse.

Die Schlange drückte den Judaskuß auf den keuschen Mund und flüsterte:

»Wie glücklich bin ich, ein so frommes, mildes Herz getroffen zu haben, dem ich meinen Kummer mittheilen, mein Leiden anvertrauen kann, ohne befürchten zu müssen, ungehört und unverstanden verurtheilt zu werden. Leihen Sie mir Gehör, ehrwürdige Schwester, und vernehmen Sie, was mir in Wien weiter begegnete; oh, könnt' ich es allen Mädchen anvertrauen, die außerhalb dieser schützenden Mauer zu leben gezwungen sind, damit mein Unglück ihnen zur Warnung diene, und sie nicht gleichem Loose verfallen, wie ich.

»Wie Sie bereits wissen,« erzählte Ludmilla ihr Märlein weiter, »kam ich in Wien ohne Baarschaft an, der Erlös für einige Kleider reichte kaum hin, meine Bedürfnisse

in den ersten paar Tagen zu befriedigen. Ich that Schritte, um bei Ihrer Majestät zum Fußfall vorgelassen zu werden, machte jedoch bald die traurige Wahrnehmung, daß dies nicht so rasch ging, wie ich vermuthete und hoffte; ich stieß auf zahlreiche Hindernisse und wurde von Woche zu Woche vertröstet, ohne mein Ziel zu erreichen. Während dieser Zeit hatte ich mit Entbehrungen mancher Art zu kämpfen. meine Gewänder verminderten sich, mein Bischen Schmuck, den ich aus dem Schiffbruch gerettet hatte, wurde in baar Geld verwandelt, um davon mein Leben zu fristen.

»In diesen Tagen des Kummers und der Besorgnisse um meine Zukunft war es, wo ich auf einem Gange in der kaiserlichen Burg von einem jungen Manne angeredet wurde, der sich mir als Edelmann vorstellte und mir gestand, mich schon seit längerer Zeit beobachtet zu haben und mir gefolgt zu sein. Ich erfuhr zu meiner größten Verwunderung, daß er meine Verhältnisse, mein Unglück kannte, daß das Interesse, welches ich ihm einflößte, ihn bewog, sich darum zu erkundigen. Seine Aufmerksamkeit und Theilnahme bestachen mein junges Herz und benahmen mir die Kraft, ihn mit Strenge von mir zu weisen, zu meiden, zu fliehen. Der Himmel weiß es, ich sprach kein Wort, das fähig gewesen wäre, ihn in seinen Bestrebungen aufzumuntern, ich that keinen Schritt, um ihm entgegen zu kommen, aber er ermüdete nicht, er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten, folgte mir, beobachtete mich, umstrickte mich mit einem Netze von Betheuerungen und Schmeicheleien und brachte mich endlich dahin, daß ich ihm auch meine Gefühle gestand und bekannte, wie auch er mir nicht gleichgiltig geblieben sei. Ach, ehrwürdige Schwester, erlassen Sie mir, weiter zu erzählen, was mir die Schamröthe ins Antlitz jagt, mein Glück wurde zur

wilden Flamme, die Alles verzehrte, was sie zu erreichen vermochte, meine Ruhe, mein gutes Gewissen; der Mann meiner ersten Liebe wurde mein Verderber. die Räuber auf offener Straße nahmen mir den Rest meines Vermögens, ein Glücksfall könnte mir den Verlust ersetzen; den Frühling meines Lebens, den er mir geraubt, vermag keine Macht der Welt mir wieder zu erstatten. Und nachdem er mein Vertrauen mißbraucht, mein Leben vergiftet hatte, verließ mich der Meineidige und Wortbrüchige; vordem war ich nur unglücklich, nachher bin ich elend geworden.«

»Und wer war der Elende? War er wirklich ein Edelmann?«

»So gut als Einer,« antwortete die Kranke; »ich erkundigte mich und erfuhr, daß er wohlhabend, angesehen und völlig unabhängig sei. Eine Schwester, älter wie er, ist seine einzige lebende Verwandte . . .«

Roswitha fing an zu zittern, die Dunkelheit verbarg zwar die Todesangst, die auf ihrem Antlitze sich malte, aber da sie an dem Bette lehnte, so fühlte Ludmilla die heftige Erschütterung, welche ihre letzten Worte hervorgebracht hatten.

»Eine Schwester . . . seine einzige Verwandte . . .« stammelte Roswitha, »wie hieß . . . Ihr Geliebter?«

»Guido von Nedorost!« hauchte die Kranke.

Die arme Büßerin stöhnte auf, ein Schmerzenslaut rang sich halberstickt aus der keuschen Brust — die Augen schlossen sich — das Haupt sank zurück auf das Kissen und kam neben dem der Kranken zu liegen — die weiße Rose neben dem Giftbaum, dessen Duft betäubt, dessen Blüthe tödtet, dessen Schooß verflucht ist, nur wieder Gift zu zeugen.

In Ludmilla's Brust warf die aufkochende Freude schäu-

mende Blasen, sie hatte ihre Absicht erreicht, das Herz derjenigen, die sie ebenso glühend haßte, als sie Guido liebte, war vergiftet, die Liebe tödtlich getroffen.

IX.

Nachwirkungen.

Wär' es nicht ungerecht von uns, den jungen Mann, der unverschuldet in eine harte Strafe gerieth, ganz zu vernachlässigen? Sollen wir ihm in seiner traurigen Lage kein bedauernd, kein theilnehmend Wort widmen?

Wir wissen es nur zu gut, manche unserer geneigten Leserinnen mag dem armen Recruten ein wenig gram geworden sein, weil er in jener Affaire, als das Fräulein von Schwerin in die Position marschirte, sich nicht so heldentreu bewährte, als es sich für einen Ritter geziemte, der die Farben seiner Dame noch am Herzen trug; allein verdient jene Schwäche nicht Verzeihung?

Wollen Sie dem jungen Manne deshalb immer zürnen, weil er einen Moment lang süßen, verführerischen Reden sein Ohr nicht verschloß.

Wenn wir, die Männer nämlich, eben so strenge zu Gerichte säßen, müßten wir nicht über sämmtliche Frauen den Stab brechen, weil schon die Erste derselben, einer Schlange Gehör gebend, das Paradies verscherzte, und was war das Fräulein von Schwerin anders als eine Schlange, die den jungen Mann seines Paradieses verlustigmachen wollte?

Der Corporal, der rechtzeitig eintrat, um den Schaden zu verhindern, war der Engel mit dem flammenden Haslinger, der aber bei Guido just erwünscht kam, um das Unglück

zu verhindern, nicht aber so wie der Engel bei der Stammmutter, um als Schildwache zu verhüten, wenn es dem ersten Sünderpaare nach dem wieder gelüsten sollte, was es durch seine Bissigkeit bereits verscherzt hatte.

Der Engel mit dem flammenden Schwerte spielte dort eigentlich nur die Rolle eines Corporals, während hier der Corporal mit dem dienstgemäßen Stocke die Rolle des rettenden Engels spielte.

Der Eindruck, den die Liebe flehende Unbekannte auf Guido machte, war ein höchst oberflächlicher, schnell vorübergehender — einige Tage später und die Dame war vergessen, ja noch mehr, der Recrut schämte sich fast seiner an den Tag gelegten Schwäche, er zürnte selbst, daß er sich so weichherzig gezeigt, und hätte das Fräulein sich ein zweites Mal bei ihm eingefunden, sie würde das unterbrochene Werk ohne allen Erfolg fortgesetzt und eine bittere Enttäuschung erfahren haben.

Guido lebte also wie vor, seiner Liebe und seinen Standespflichten; die Besuche seiner Schwester, des Herrn von Werhotitz und der Frau von Amon, die er in dienstfreien Stunden empfangen durfte, waren die Lichtpuncte seines Lebens, und da die Genannten auch mit Roswitha wöchentlich einmal am Sprechgitter verkehren durften, so wurde anfangs dadurch eine freilich sehr lose Verbindung zwischen den Liebenden im Stande erhalten.

Diese erreichte jedoch bald ein Ende.

Bei einem der Besuche, die der greise Edelherr in der Caserne abstattete, ereignete sich ein Zwischenfall, der, obwohl an sich höchst unbedeutend, doch wegen seines traurigen Einflusses auf Guido's Schicksal erwähnt werden muß.

Roswitha's Vater traf nämlich den jungen Soldaten

nicht zu Hause und ein alter Corporal meldete ihm, daß der von Nedorost unerwartet in den Dienst commandirt worden sei.

Der Edelherr sprach darüber sein Bedauern aus, und gerieth, ohne es zu wollen, in ein Gespräch mit dem Unterofficier, der nicht umhin konnte, sich über den Diensteifer des Recruten im gehörigen Lob zu ergießen

»Er wird,« sagte er von Guido sprechend, »hat er erst ein halbes Dutzend Jahre gedient und sich aus dem Recruten herausgewickelt, ein tüchtiger Soldat werden; aber das Caressiren muß er lassen. Das thut nicht gut für einen solchen Naseweis, der als Soldat noch naß hinter den Ohren ist, wenn ihm die Evatöchter in die Caserne nachrennen, wie es bei dem von Nedorost der Casus ist, wo ich einmal just recht gekommen bin, um eine malitiöse Attaque zu verhindern, über welche im Civile die Keuschheitscommission die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hätte, die aber auch in der Caserne nicht ungestraft verübt wird, sintemalen das Regulament verfügt, daß bei solchen unzüchtigen Raupen der gemeine Soldat auf vierundzwanzig Stunden geschlossen und das »Mensch« durch den Profoßen in die Fidel *) gespannt und unter Pfeifen und Trommeln in dem Casernhof herumtransportirt werde.«

Man wird den Schreck des greisen Vaters leicht begreifen, als er die Aeußernng des Corporals vernahm; er erkundigte sich umständlicher und was er in dieser Sache über den

*) Ein Werkzeug von Holz in Gestalt einer Fiedel (Geige). Es wurde der betreffenden Person um den Hals und um die Hände gelegt. Auch die Prangerstrafe pflegte durch das Spannen in die Fiedel verschärft zu werden.

Geliebten seiner Tochter erfuhr, raubte ihm vollends alle Ruhe, da der Corporal ihn versicherte, selbige Dame sei auch ein zweites Mal da gewesen, habe jedoch zum Glücke den von Nedorost nicht zu Hause angetroffen.

Der Edelherr eilte bestürzt nach Hause und klagte der Frau von Ammon, was er erfahren; die Alten, statt den jungen Mann offen zur Rede zu stellen, bewahrten, was sie wußten, als Geheimniß, damit weder Roswitha noch Guido's Schwester zur Kenntniß dessen gelange, beschlossen jedoch von nun an dahin zu wirken, daß das Band zwischen den jungen Leuten gelockert werde, damit Roswitha endlich ganz aufhöre, einen Leichtfertigen zu lieben, der bis jetzt, wie sie behaupteten, die Geschicklichkeit besaß, seine Schlechtigkeit vor den Augen der Welt zu verbergen, ein Umstand, welcher ihn in ihren Augen um so gefährlicher erscheinen ließ.

In Folge dieses Vorkommnisses trat gegen Guido's Schwester eine Kälte ein, die diese leicht merkte, aber sich nicht zu enträthseln wußte.

Das bisher freundliche, fast verwandtschaftliche Verhältniß kühlte sich merklich ab, die Alten besuchten Guido's Schwester gar nicht mehr und wenn diese kam, wurde sie zwar artig aber so ceremoniös kalt empfangen, daß sie darob in Verlegenheit gerieth und sichs vornahm, bei nächster Gelegenheit bei Roswitha darüber Klage zu führen.

Wie aber erstaunte Fräulein Adelaide, als sie von der Geliebten Guido's ebenfalls mit eisiger Kälte empfangen wurde und auf ihre Beschwerde eine Antwort erhielt, die sie eben so überraschte wie verletzte.

»Frau von Ammon,« antwortete die Büßerin mit ernst düsterer Stimme, »ist eine kluge erfahrene Frau, sie

wird ihr Benehmen ohne Zweifel zu rechtfertigen wissen, und was meinen Vater betrifft, so trage ich die untrüglichste Zuversicht in mir, daß er mit der heißesten väterlichen Liebe an mir hängt und daß mein Glück das einzige Ziel seines Lebens ist.«

Fräulein Adelaide traute ihrem Gehöre nicht.

»Ist es möglich?« fragte sie aufs Höchste erstaunt, »hör' ich recht, so sprechen Sie, Roswitha?«

»Ich rede so,« versetzte das Fräuleiu von Werhotitz mit der früheren Kälte, »weil ich keine Heuchelei kenne, und keine Lüge über meine Lippen zu bringen vermag. Was war, ist nicht mehr, die Zeit ließ Manches in seinem wirklichen Lichte erscheinen, was noch vor Kurzem im falschen Schimmer erborgter Tugend glänzte. Ich habe schwer gefrevelt gegen den Herrn, daß ich mich vermaß, um den Grund des Kummers zu fragen, den er über mich gesandt? Was mir aber bis nun als ein Räthsel erschien, ist gelöst; ich weiß, warum der Himmel die Prüfung über mich verhängte! Er ließ Alles, was mich traf, geschehen, damit mir die Augen aufgehen und ich meine Freunde recht kennen lerne; ich mußte freilich wochenlangen Kummer dafür in den Kauf nehmen, allein wie wenig ist das gegenüber dem lebenslangen Gram, der unausbleiblich mein Loos geworden wäre, wenn ich die Falschheit zu spät erkannt hätte?«

Fräulein Adelaide hörte wohl die Rede Roswitha's, ohne jedoch den Sinn derselben zu fassen; sie beschwor das Fräulein von Werhotitz, ihr doch zu gestehen, was vorgefallen sei? darauf schüttelte diese das Haupt und erwiederte:

»Jemanden anklagen, heißt, ihn zur Vertheidigung

herausfordern, ich aber will keine Vertheidigung hören; es gibt Wunden, die sich nicht heilen lassen, bei solchen muß man auch jeden Versuch dazu meiden, denn man bereitet sich nur neue Schmerzen, ohne von dem Uebel befreit zu werden.«

»Sie vergessen aber, Roswitha,« antwortete Guido's Schwester mit warnendem Tone, »daß vernachlässigte Wunden um so schneller zum Tode führen.«

»Um so besser,« rief die Büßerin aufgeregt, »der Tod ist süß, wenn er kommt, uns von einem schmerzhaften Dasein zu befreien. Der ewige Vater möge meine Bitte erhören und mich nur recht bald von diesem Leben befreien!«

Thränen thaueten aus dem blauen Himmel ihrer Augen — mit raschen Schritten verließ sie das Sprachzimmer.

»Was ist hier vorgefallen?« fragte sich Adelaide, ohne eine Antwort auf ihre Frage zu finden.

Woher hätte diese ihr kommen sollen?

Sie hatte keine Ahnung von der tückischen Bosheit einer schlauen Verführerin, die Roswitha's Herz vergiftete, sie wußte nicht, daß die Schwatzhaftigkeit eines alten Soldaten anderseits böse Saat ausstreute, die eine ähnliche Frucht trug.

Die Lüge Ludmilla's und die halbe Wahrheit des Corporals ergänzten sich zufälliger Weise zu einer Anklage, die schweren Verdacht erwecken mußte, und um so mühevoller zu beseitigen war, je weniger man die Quellen kannte, denen er entsproß.

Adelaide beeilte sich, ihrem Bruder, was ihr begegnet

war, mitzutheilen; Guido's Staunen war jetzt eben so groß wie früher das seiner Schwester.

Der plötzlichen Aenderung in den Gefühlen der Familie Werhotitz mußte eine gewichtige Ursache zu Grunde liegen; woher aber stammte diese? Wie sollte er die Aeußerung Roswitha's zu seiner Schwester deuten?

Der junge Soldat, weit entfernt, die Tiefe der entstandenen Kluft richtig zu ermessen, glaubte in einer kurzen Zwiesprache mit der Geliebten den Grund ihrer Verstimmung zu erfahren und hoffte die entstandene Spannung leicht auszugleichen und die Falten des Grolles zu ebnen.

Er theilte der Schwester sein Vorhaben mit.

Adelaide machte ihn jedoch auf die Gefahr aufmerksam, welcher er sich und das Fräulein aussetze.

Sie sagte: »Roswitha befindet sich zur Strafe im Kloster; wenn man erfährt, daß sie am Sprachgitter mit dem verkehrte, um dessen willen sie ein Strafjahr abbüßen muß, was hat sie, was hast Du in diesem Falle zu gewärtigen?«

Guido anerkannte zwar die Richtigkeit dieser Einwendung, allein er machte das Peinliche der Situation geltend, die Gefahr eines weiteren Risses und behauptete, durch seine persönliche Dazwischenkunft den eingetretenen Zwiespalt rasch zu beseitigen und das alte freundschaftliche Verhältniß herzustellen.

Die Schwester fügte sich endlich seinem Vorhaben und versprach, ihn darin zu unterstützen.

Unter dem Vorwande seine Verwandten zu besuchen, verließ der junge Soldat an einem der nächsten Tage die Caserne und fuhr in seine Wohnung. Dort zog er eines seiner

früheren Civilkleider an und fuhr mit Adelaide zum Kloster der Elisabethinerinnen.

Auf das Ansuchen des Fräuleins erschien Roswitha am Sprachgitter und stand zum ersten Male seit jener unseligen Verhaftung durch die Keuschheitscommission dem Geliebten gegenüber.

Eine Scheidewand trennte die Liebenden; ach, wär' nur diese das Hinderniß ihrer Wiedervereinigung, sie würden nicht lange trauern, denn ein Jahr ist bald vorüber und dann öffnet sich die Klosterpforte und die Liebe könnte wieder vereinigen, was die Bosheit schied; allein außer dieser stand bereits eine zweite Wand zwischen ihnen, eine Wand, aufgethürmt durch Verleumdung und Lüge, eine Scheidemauer, die sich entweder nie oder nur dann erschließen wird, wenn die Wahrheit über die Lüge den Sieg davon trägt und das alte Vertrauen wieder einkehrt.

Guido's Auge hing mit der alten glühenden Herzinnigkeit an dem bleichen Antlitze der Jungfrau, diese aber, kaum daß sie den Geliebten vor dem Sprechgitter erkannte, hatte das ihre nicht schämig und scheu, sondern grollend und düster zu Boden gesenkt.

Und sie erwartete seine Anrede nicht, sondern frug ihn mit einer Stimme, die ihrem Blicke entsprach:

»Was wollen Sie hier, Herr von Nedorost? Ich wurde gerufen, um mit Ihrer Schwester zu sprechen . . .«

Guido unterbrach sie: »Verzeihung, Roswitha, Adelaide steht mir zur Seite, allein nicht sie, sondern ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Ich aber,« lautete die trübe Antwort, »werde Sie nicht hören.«

»Sie werden mich hören,« versetzte der junge Mann eifrig, »bei Ihrer Seligkeit, bei dem Glücke Ihres und meines Lebens beschwöre ich Sie, mich nicht nur zu hören, sondern mir auch zu antworten. Meine Schwester klagt mir über frostigen Empfang von Seite der Ihrigen, über räthselhafte Aeußerungen von Ihnen. Ich flehe Sie an, Roswitha, mir zu gestehen, was vorfiel, was Ihre Freundschaft erkalten machte und warum Sie meiner armen Schwester solche Kränkung zufügen und mir so große Unruhe bereiten?«

»Habe ich Ihre Schwester gekränkt, so bedaure ich es; was Ihre Unruhe betrifft, so wird sie nicht lange währen, sie wird sich verflüchtigen, so wie bei Ihnen schon Manches verschwunden ist, ohne auch nur die Spur einer Wunde zurückzulassen.«

»Roswitha, was sprechen Sie? Was wollen Sie damit sagen?«

»Dieser Ort ist zu heilig, um durch profane Erklärungen entweiht zu werden. Forschen Sie in Ihrer Vergangenheit nach, und Sie werden den Sinn meiner Rede verstehen. Leben Sie wohl!«

»Roswitha, um Gottes willen, bleiben Sie, verweilen Sie nur eine Minute noch; Sie treiben mich zur Verzweiflung, Sie sind im Begriffe einen Menschen zu verurtheilen, bevor Sie ihn gehört, bevor er noch weiß, wessen Sie ihn beschuldigen?«

»Herr von Nedorost, ich klage Sie nicht an, folglich brauch' ich auch nicht Ihre Vertheidigung zu hören. Ich verurtheile nicht Sie, sondern mich. Ja, mein Herr, ich, ich allein bin die Leidende, denn ich muß aus meinem Herzen jene Gefühle reißen, die ihm bis jetzt eine Quelle des Glückes

waren; Sie werden Alles leicht vergessen, Sie werden sich zu trösten wissen.«

»Roswitha,« rief der junge Mann entsetzt, »wie vermögen Sie mir solche Leichtfertigkeit zuzumuthen? Leide ich jetzt weniger als Sie? Hat nicht das Unglück uns Beide getroffen?«

»Sie mißverstehen mich, mein Herr. Da Sie jedoch auf unser Unglück zu sprechen kommen, so waltet darin ein mächtiger Unterschied. Ich, Gott weiß es, leide unschuldig, Sie aber — das wird Ihnen Ihr Gewissen sagen, haben es verdient. Mir ist das Unglück eine Prüfung, Ihnen eine Buße. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Leben Sie wohl.«

Roswitha schwankte fort.

Guido starrte wie leblos durchs geblendete Gitter.

Ein Wehschrei drang von innen heraus an sein Ohr.

Gleich darauf vernahm er Hilferuf und Schreien.

Adelaide mußte den Bruder fast gewaltsam aus dem Kloster ziehen.

Arme weiße Rose, von diesem Tage an bedurfte sie selbst einer barmherzigen Schwester, die ihrer wartete, eine Krankheit warf die Büßerin aufs Lager.

X.

In welchem der Präfect und der Polizeidirector sich verschwören.

Schwedenborg hatte sich nicht getäuscht, als er gegenüber der Obersthofmeisterin der Kaiserin behauptete, der Präfect der Hofbibliothek und kaiserliche Leibarzt, Herr Gerhard van Swieten, habe die Indiscretion begangen und den Verlust des kostbaren Schmuckes dort verrathen, wo er hätte ein Geheimniß bleiben sollen.

Gegenüber dem Einverständnisse, welches zwischen der hohen Dame, der Gräfin Fuchs und dem schwedischen Assessor obwaltete, begann sich ein geheimes Complot heranzubilden, bestehend aus drei Herren und zwar dem Gemal jener hohen Dame, dem Polizeidirector und dem kaiserlichen Leibarzt.

Nachfolgende Scenen werden dem Leser, was ihm allenfalls noch unklar sein sollte, erläutern.

Herr von Managetta befand sich kaum im Besitze des Schmuckes, den der Student Jacob Droschel unter dem Eise hervorholte, so begab er sich zu Herrn van Swieten.

Er traf den kaiserlichen Leibarzt nicht mehr zu Hause, sondern mußte sich in die Hofbibliothek begeben, wo er ihn mit seinem Unterpräfecten in einer wichtigen Verhandlung antraf.

Van Swieten hatte den Polizeidirector kaum erblickt, so grüßte er ihn schon sehr anständig und sagte:

»Sie kommen sehr erwünscht, Herr Hofrath, um zwischen uns einen Schiedsrichter abzugeben. Die Streitsache bildet eine Antiquität, eine sehr alte Steinplatte, die aus der Zeit der Römer stammend, in einem noch bewunderenswerth wohl erhaltenen Zustande aufgefunden wurde.«

Herr von Managetta, der sich für diesen Gegenstand ebenfalls interessirte, erkundigte sich nach den näheren Umständen und erfuhr, daß man die Platte bei einem Hausbau in Gumpendorf erst gestern ausgegraben habe.

»Einer der Arbeiter,« erzählte der Präfect, »nahm sich die Mühe und brachte sie in meine Wohnung, wo ich sie reinigen ließ und nun gesonnen bin, sie an einer Wandstelle des Aufganges zur Hofbibliothek als historische Zierde einmauern zu lässen. Gegen diese meine Intention macht nun der Herr Unterpräfect Einwendungen . . .«

»Ich bin der Meinung,« replicirte dieser devot auf die Beschwerde seines Vorgesetzten, »man möge doch früher die Inschrift der Platte entziffern, bevor man sie der Oeffentlichkeit übergibt, was durch das Einmauern unfehlbar geschehen würde.«

»Die Inschrift wird sich wohl entziffern lassen?« meinte der Polizeidirector.

»Die Zeit von gestern bis heute war noch zu kurz, als daß ich unsere gelehrten Alterthümler von dem kostbaren Fund hätte in Kenntniß setzen können; ein paar Freunde, denen ich die Platte zeigte, sind der Meinung, die Lösung würde eine harte Nuß abgeben.«

»Um so mehr,« versetzte der Unterpräfect, »sollen wir

darauf bestehen, daß die Lösung vor der Veröffentlichung geschehe.«

Dieser Meinung schloß sich nun auch Herr von Managetta an und der kaiserliche Leibarzt fügte sich, wenn auch mit Widerstreben, der Stimmenmehrheit und nahm auch einen weiteren Vorschlag an, dahin lautend, den kostbaren Fund bei nächster Audienz zur Kenntniß Ihrer Majestät der Kaiserin zu bringen.

Damit war diese Streitsache erledigt und der Polizeidirector lud den Präfecten durch eine bedeutungsvolle Pantomime zu einer Unterredung unter vier Augen ein.

Als man sich im Bureau des gelehrten Herrn befand, nahm der Polizeidirector zuerst das Wort, indem er geheimnißvoll zu Herrn van Swieten sagte:

»Herr Präfect, ich bin so glücklich, Ihnen die Mittheilung machen zu können, daß wir uns endlich am Ziele befinden.«

»An welchem Ziele?« fragte van Swieten gleichgiltig.

»Es ist mir mit vieler Mühe und großer Aufopferung gelungen . . .«

»Was ist Ihnen gelungen?« fragte der Andere erstaunt.

»Ich besitze den verlornen Schmuck!«

Der Präfect sah den Polizeidirector mit weit aufgerissenen Augen an und rief:

»Sie besitzen den Schmuck? Das ist nicht möglich!«

»Ich habe selbst das Unmögliche möglich gemacht,« antwortete Herr von Managetta mit großer Selbstzufrieden-

heit, »ich ließ das Kleinod aus der Tiefe der Donau unter der Eisdecke herauf holen . . .«

»Und ich sage Ihnen trotzdem, daß es nicht möglich ist, daß Sie sich täuschen, denn der Schmuck befindet sich bereits im Besitze seiner früheren Eigenthümerin.«

»Sie belieben wohl zu scherzen!« versetzte jetzt Herr von Managetta lächelnd, »wie kann sich der Schmuck in den Händen seiner hohen Eigenthümerin befinden, da er wohlverwahrt in meiner Wohnung liegt.«

»Herr von Managetta!«

»Ihre Ungläubigkeit ist mir ein Räthsel.«

»Und mir ist's die Zuversicht Ihrer Behauptung. Ich bekenne Ihnen jetzt offen, Herr Hofrath, Sie haben mir wegen dieser Angelegenheit eine unangenehme Scene bereitet.«

»Ich, Herr Präfect, wie so denn?«

»Sie haben mich nicht gehörig unterstützt. Ich wollte der Obersthofmeisterin eine Verlegenheit bereiten, und der Pfeil schnellte auf den Schützen zurück. Gestützt auf Ihre Versicherung, Herr Hofrath, daß sich der Schmuck noch nicht in den Händen der Gräfin befinde, setzte ich den Gemal der hohen Eigenthümerin von dem Verluste in Kenntniß; dieser ergriff gern die Gelegenheit, für eine erlittene Nachstellung Revanche zu nehmen und sprach gegenüber der Gemalin den Wunsch aus, bei einem zu veranstaltenden Festin die kostbare Brillantrose an ihrem Busen zu sehen. Wir harrten dem Festabende mit der gespanntesten Erwartung entgegen, denn auch ich genoß das hohe Glück, bei dem kleinem Familienfeste geladen zu sein. Sie können sich nun von meinem und meines Gönners Erstaunen keine Vorstellung machen, als

die hohe Dame mit der Brillantrose geschmückt in den Festsaal trat. Ich war verblüfft, der hohe Herr sah verwundert nach mir und die triumphirenden Blicke der Gräfin Fuchs demüthigten mich in unglaublicher Weise. Mein Gönner, um mich aus meiner grenzenlosen Verlegenheit aufzurichten, näherte sich mir und flüsterte mir lächelnd die Worte zu: »Sie sehen, Herr Doctor, Sie waren falsch unterrichtet. Irren ist menschlich, denken Sie nicht mehr daran!« Das war leicht gesagt, aber schwer befolgt; Verlegenheiten, wie die erlebte, vergißt man nicht so leicht, besonders wenn man durch die hohnlächelnden Blicke einer schadenfrohen Gegnerin so oft daran erinnert wird.«

Herr von Managetta fiel bei dieser Mittheilung wie aus den Wolken.

»Herr Präfect,« rief er, »Sie sehen mich auf's Höchste erstaunt. Kämen die Worte nicht aus Ihrem Munde, ich würde sie unmöglich glauben. Ich bitte Sie, die ganze Angelegenheit noch einmal in Gedanken zu überfliegen. Sie waren Ohrenzeuge, wie die Gräfin Fuchs dem schwedischen Assessor den Verlust des Schmuckes klagte. Der Finder desselben, der Bänkelsänger Augustin, verkaufte ihn dem Juden Itzig Wolf und von diesem kam er in meine Hände. Der unbekannte Dieb, der ihn mir auf offener Straße entwendete, versenkte ihn in die Tiefe der Donau und dort blieb er liegen, bis ich ihn heraufholte. Da er sich seitdem in meiner Verwahrung befindet, so frage ich mit Recht, wie ist es möglich daß die frühere Eigenthümerin in seinem Besitze ist?«

Herr van Swieten schüttelte bedenklich die lockige Perrücke.

»Ihrer Behauptung zu Folge,« äußerte er nach einer

Ueberzeugung schwankend geworden, »befinden Sie sich im Besitze des Schmuckes?«

»So ist es, Herr Präfect.«

»Wenn dem wirklich also ist, dann kann die hohe Dame ihr Eigenthum noch nicht besitzen.«

»Da sie aber dennoch bei dem Feste mit einer Brillantrose erschien . . .«

»So kann diese unmöglich die echte sein.«

»Ihre Logik ist richtig; allein der hohe Gemal hätte wohl einen falschen Schmuck von einem echten zu unterscheiden vermocht.«

»Wer weiß, ob er sich die Mühe nahm, den Schmuck näher zu betrachten?«

»Als Augenzeuge bei dem erwähnten Feste bin ich in der Lage, Ihre Frage zu bejahen.«

»Eine Täuschung,« meinte Herr von Managetta, »ist aber trotzdem möglich.«

»Ich stelle dies nicht in Abrede.«

»Sie sehen also, Herr Präfect, daß Sie bis jetzt keinen Grund haben, über meine schlechte Unterstützung Klage zu führen, sondern daß wir ganz einfach von der Obersthofmeisterin überlistet wurden; sie hat einen zweiten, jedenfalls unechten Schmuck herbeigeschafft . . .«

»Oder vielmehr von dem schwedischen Assessor herbeischaffen lassen,« berichtigte van Swieten, »denn daß diese Schalkheit von ihm herrührt, möcht' ich fast beschwören.«

»Sollen wir nun die Sache auf sich beruhen lassen?«

»Das sei ferne von uns. Mein hoher Gönner muß erfahren, daß wir mystificirt wurden, und ich will für die aus-

gestandene Verlegenheit Vergeltung üben. List gegen List, Schlauheit gegen Schlauheit.«

»Die Gräfin muß überwiesen werden, daß nur jener Schmuck der echte ist, den ich besitze.«

»Sind wir dies im Stande, um so besser.«

»Wir wollen dazu einen schlauen Plan ersinnen, der dem Schweden ein Geheimniß bleiben muß, damit er unser Vorhaben nicht wieder vereitle.«

»Ich erkläre mich damit vollkommen einverstanden,« erwiederte der kaiserliche Leibarzt, »und was die Unterstützung meines hohen Gönners betrifft, so glaube ich darauf mit Zuversicht rechnen zu können.«

Die beiden gelehrten, höchst ehrenwerthen Herren thaten sich nun zusammen und begannen über den Plan zu brüten, der das Geheimniß des verlornen Kleinods, so wie die in Folge dessen stattgefundene Täuschung offenbaren und aufs Klarste beweisen sollte.

Welches war das Ergebniß ihrer Berathung?

Wir werden es sogleich hören.

XI.

In welchem der Präfect der Hofbibliothek und der Polizeidirector die Frucht ihrer Verschwörung ernten.

In dem Salon im ersten Geschosse der kaiserlichen Burg versammelte sich auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin eine eben so kleine wie ausgewählte Gesellschaft zum Spiel, ausgewählt nicht etwa unter den Magnaten und Würdenträgern des Reichs, sondern aus der kleinen Zahl jener Glücklichen, denen es meist gegönnt war, Zeugen der häuslichen Freuden des herrlichen Fürstenpaares zu sein, jener Freuden, die in diese vertrauten Abendzirkel aufs duftigste hereinschimmerten.

Unser Auge durchfliegt den einfach geschmückten Salon und wir bemerken vor Allen den Kaiser Franz mit seiner immer freundlichen, immer heiteren Miene, dessen Bruder, den Prinzen Carl, den Feldherrn am Rhein, jetzt der glückliche Gatte der ebenfalls anwesenden Erzherzogin Maria Anna, der einzigen und geliebten Schwester der Kaiserin; ferner sah man den Marschall Leopold Grafen von Daun mit seiner Gattin, einer Tochter der Oberhofmeisterin Gräfin Fuchs, weiters den kaiserlichen Leibarzt Herrn Gerhard van Swieten, den Finanzminister Grafen von Kinsky, bei der Kaiserin in besonderer Gunst stehend, weil er als einer der heftigsten

Gegner des preußischen Königs bekannt war, den Obristkämmerer Grafen von Khevenhüller und mehrere Andere.

Das Erscheinen der Kaiserin verbreitete wie immer in der Gesellschaft eine Bewegung, die sich elektrisch fortpflanzte und neues Leben in den Zirkel zu bringen schien.

Der ehrfurchtsvollen Begrüßung folgte eine freundliche Anrede Maria Theresia's, einige mehr vertrauliche Bemerkungen, die leicht errathen ließen, daß die Kaiserin die Fesseln der strengen Etiquette gelüftet zu sehen wünsche, was besonders Se. Majestät dem Kaiser Franz angenehm kam, denn seiner Lebhaftigkeit waren die steifen Hofformen eben so peinlich, wie das enge spanische Kleid, das er, wenn eine Feierlichkeit es ihm aufnöthigte, so schnell als möglich wieder ablegte.

Die bereits gedeckten kleinen Spieltische empfingen die Spieler, wie der Ceremonienmeister sie gruppirt, und kein Zufall, sondern die Fürsorge des Herrn van Swieten fügte es, daß ihm die Ehre zu Theil wurde, mit dem Kaiser Franz zu einer Schachpartie vereinigt zu werden.

Als der Monarch seines Spielgegners ansichtig wurde, lächelte er huldvoll und sagte:

»Doctor, ich habe Ihre Ueberlegenheit im Schachspiele bereits erprobt und bin im Voraus überzeugt, daß Sie wieder siegen werden; ich denke aber, es bringt selbst einem deutschen Kaiser keine Unehre, von dem ersten Schachspieler Europa's besiegt zu werden.

Van Swieten verneigte sich ehrerbietig und entgegnete: »Gebührte mir wirklich das Lob, welches Euer Majestät mir spenden, dann brauch' ich nur auf die Anstrengungen hinzuweisen, die mich selbst der geringste Vortheil über meinen

kaiserlichen Gegner kostet, und jeder wird in dem Schlusse übereinstimmen . . .«

»Schon gut, keine Schmeichelei, mein lieber Doctor, ich schäme mich nicht, Schüler zu sein, ich liebe würdige Gegner sobald es einen Kampf gilt, ich huldige damit dem Grundsatze weiland Seiner Majestät Kaiser Carl VI. meines kaiserlichen Wohlthäters. Graf Althann hielt einst in Gegenwart des Kaisers der Beschränktheit eine Lobrede, ein im Geiste beschränktes Volk, meinte er, lasse sich am leichtesten regieren und die Unwissenheit gäbe ein immerdar sicheres Werkzeug ab. Auf diese Aeußerung erwiederte Kaiser Carl fein lächelnd: »Ja, ja, es ist wirklich Schade, daß Ihr kein König seid, Althann, die Regel, die Ihr aufstellt, wär' der trefflichste Fürstenspiegel für Euch. es ist eine bekannte Sache, schlechte Reiter können nur Schindmähren brauchen!« Und nach einer Pause setzte Carl hinzu: »Ein rechter Herr kann gar nicht bestehen ohne die Wissenschaften, drum hab' ich mir die Hofbibliothek dicht in Eins mit der Burg gebaut.«

»Ich werde diese Aeußerungen des seligen Kaisers nie vergessen!« schloß der Monarch seine Mittheilung, »und hab' sie mir seit damals zum Grundsatze gemacht. Unwissenheit und Beschränktheit im Volke gereichen einem Lande und seinem Fürsten nicht zur Ehre; einen unfähigen Gegner zu besiegen, verdient kein Lob; in Lacken kann man waten aber nicht schwimmen.

»Wenn alle Gelehrten Deutschlands von diesen erleuchteten Ansichten wüßten . . .«

»Sie werden schon kommen, auf einmal geht's nicht. Der Freiherr von Petrasch hat mit der Gründung der Gesellschaft zur Herausgabe gelehrter Schriften schon den Anfang

gemacht, die Zahl der Mitglieder ist ansehnlich, deren Erudition läßt viel Gutes erwarten, ja sogar Herr Johann Christof Gottsched ist als auswärtiges Mitglied beigetreten.«

Herr van Swieten, um das Gespräch von der gelehrten Richtung, die es zu nehmen drohte, abzulenken, sagte:

»Euer Majestät erlauben mir die unterthänigste Bemerkung, daß außer dieser Gelehrsamkeit in exclusiven Kreisen . . .«

»Auch auf's allgemeine Wissen nicht vergessen werden darf, weiß schon, was Sie sagen wollen, Doctor; haben Sie keine Sorge, nach und nach wird's auch geschehen, auf Einen Schlag fällt kein Baum; Rom wurde in Einem Tage nicht erbaut; wo es so viel zu schaffen gibt, muß man nicht Alles auf einmal thun wollen. Oesterreich muß während der Regierung der Kaiserin ein anderes werden, und wenn Alle, die mit zu helfen bestimmt sind, es mit der guten Sache so ehrlich meinen wie Sie, wird's auch mit mächtigen Schritten vorwärts gehen.«

Van Swieten verneigte sich dankbar für die ihm zu Theil gewordene Anerkennung; da er jedoch den Kaiser von dem beliebten Thema nicht abzubringen vermochte, begann er die Figuren des Schachspiels zu ordnen, worauf Kaiser Franz seine Aufmerksamkeit dem Brete widmete und sich in das Spiel vertiefte, so daß der Präfect das Gespräch nach einer neuen, ihm beliebigen Richtung beginnen konnte, ohne seine Absicht dabei zu verrathen.

»Ohne das Spiel zu unterbrechen,« sagte daher van Swieten: »Ich weiß nicht, ob es Euer Majestät bekannt

ist, daß Herr von Schwedenborg uns nächstens verlassen wird.«

»Ich weiß davon,« antwortete der Kaiser, »doch wird dies vor vierzehn Tagen kaum geschehen. Er begibt sich von hier nach Ungarn und dürfte dort abermals mehrere Monate verweilen.«

»Euer Majestät haben muthmaßlich schon erfahren, welch wunderbaren Dienst er unserem Polizeidirector dem Herrn Hofrath von Managetta geleistet hat?«

»Ich weiß keine Sylbe,« antwortete der Kaiser verwundert.

»Er verrieth dem Hofrath den Ort, wo sich der ihm entwendete Schmuck befand . . .«

»Welcher Schmuck?«

»Jene Brillantrose, von der ich mit Euer Majestät zu sprechen bereits die Ehre hatte.«

»Aber lieber Doctor, Sie fangen mir schon wieder mit dieser Sache an. Sie hatten doch Gelegenheit sich persönlich zu überzeugen, daß die Brillantrose weder in Verlust gerathen noch gestohlen ist, ja, noch mehr, blicken Sie doch hin, dort am Tische, wo Ihre Majestät die Kaiserin spielt, können Sie noch in diesem Augenblicke das Kleinod am Busen der Eigenthümerin erblicken . . .«

»Euer Majestät,« antwortete der Präfect, »ich setze weder in Höchstdero Worte noch in meine gesunden Augen den geringsten Zweifel, bin aber im Stande, zu beeiden und Euer Majestät können sich Höchstselbst davon überzeugen, daß der Polizeidirector eine Brillantrose gerade wie jene besitzt, die er aus der Tiefe der Donau gezogen hat.«

Der Kaiser schob das Schachbret bei Seite und fragte:

»Doctor, Sie irren sich doch nicht?«

»Euer Majestät, ich befinde mich heute so wenig im Irrthume wie neulich; es sind kaum zwei Stunden seit ich den Schmuck bei dem Polizeidirector besichtigte.«

»Sonderbar,« erwiederte der Kaiser nachdenkend, »meines Wissens existirt dieser Schmuck nur in einem einzigen Exemplare.«

»Euer Majestät können sich vom Gegentheile leicht überzeugen, ja noch mehr, wenn beide Rosen gleichzeitig vorliegen, muß es sich zeigen, ob beide echt sind, ob das Original von der Copie sich nicht unterscheiden läßt, endlich ob die hohe Eigenthümerin sich vielleicht nicht durch irgend welche Täuschung im Besitze der Copie befindet, während das Original in Händen des Polizeidirectors ist.«

»Die Sache ist interessant,« versetzte Kaiser Franz schmunzelnd, »und es lohnt sich wohl der Mühe, ihr auf den Grund zu kommen!«

Nach einem kurzen Stillschweigen winkte er unbemerkt einen seiner Kammerherrn zu sich, sprach einige Worte mit ihm, worauf jener sich entfernte.

Der Leibarzt stellte sich unruhig, der Kaiser lächelte ihm jedoch zu und flüsterte:

»Ich habe nach dem Hofrath Managetta gesendet und ihn sammt seinem Schmucke hieher befohlen.«

»Euer Majestät . . .«

»Nur ruhig Doctor, ich werde die Confrontation der beiden Rosen einleiten, ohne daß man Ihnen darob wird grollen können. Der Polizeidirector ist angewiesen, mit seinem Schmucke in der Anticamera zu harren bis er gerufen wird, ich selbst will den Gegenstand zur Sprache bringen.«

Mit diesen Worten erhob sich Kaiser Franz, spazirte ganz unbefangen durch den Saal und verfügte sich dann zu dem Tische, an dem die Kaiserin mit dem Grafen Daun und der Obersthofmeisterin spielte.

Der Kaiser blieb an der Seite des Feldmarschalls stehen und lehnte sich kaum merkbar an dessen Stuhl, als sehe er dem Spiele zu.

Maria Theresia, die dem Generale gegenüber saß, bemerkte natürlich den Gemal und sagte, jedoch ohne sich im Spiele stören zu lassen:

»Schon zu Ende mit der Partie? Wer war Sieger? Der van Swieten hat Eure Majestät gewiß wieder schach und matt gemacht.«

»Nichts weniger als dies,« versetzte der Kaiser, »wir kamen mit der Partie gar nicht zu Ende.«

»Und warum nicht?«

»Der Doctor wußte eine Menge Stadtgeschichten zu erzählen, die mich sehr amüsirten; unter Anderem theilte er mir mit, er sei vor kaum zwei Stunden bei dem Polizeidirector zu Besuch gewesen, wo er ein merkwürdiges Schmuckstück gesehen, merkwürdig nicht nur wegen seiner Kostbarkeit, sondern auch wegen der Art und Weise, die der Hofrath anwenden mußte, um in dessen Wiederbesitz zu gelangen. Das Schmuckstück war ihm nämlich gestohlen worden, der Dieb versenkte es, wahrscheinlich um es bei gelegenerer Zeit wieder herauf zu holen, in der Donau, und der Polizeidirector ließ das Kleinod unter dem Eise hervorsuchen.«

Die Obersthofmeisterin gerieth in eine peinliche Verlegenheit.

»Bitte Ihre Karte zurück zu nehmen, gnädige Gräfin,«

ermahnte General Daun seine Schwiegermutter, »Schellen ist nicht Atout . . .«

Die Dame wurde noch verwirrter.

Die Kaiserin, um die Aufmerksamkeit von jener abzulenken, legte die Karten aus der Hand und sprach zu Kaiser Franz aufblickend:

»Das muß man dem van Swieten lassen, es geht wenig Neues in der Stadt vor, was er nicht erführe, er verdankt dies muthmaßlich seiner Intimität mit dem Polizeidirector; übrigens ist der Vorfall originell und interessant...«

»Ich vermuthete gleich, daß er Ihrer Majestät Aufmerksamkeit erregen wird,« erwiederte Kaiser Franz, »ich sandte deshalb nach dem Hofrath von Managetta.«

»Wie . . . Sie haben . . .«

»Ich schickte nach ihm,« antwortete Kaiser Franz gleichgiltig, »denn ich möchte die Geschichte von ihm selbst hören und außerdem auch das merkwürdige Schmuckstück in Augenschein nehmen.«

Maria Theresia warf einen verlegenen Blick auf die Gräfin Fuchs, diese aber hatte sich bereits ganz aufgerichtet und saß mit funkelnden Augen da.

Die Oberſthofmeisterin, nur einen Moment lang von der Ueberraschung bewältigt, gewann ihre ganze Geisteskraft wieder, sobald sie die Gefahr herannahen fühlte.

Ihrem Scharfblicke konnte das Netz nicht entgehen, welches die Intrigue gelegt hatte, doch der leuchtende Strahl ihres Auges verkündete, daß sie die Gefahr erwarte; ja wenn man ihr freilich kaum bemerkbares Lächeln wahrnahm, konnte man sogar vermuthen, daß sie mehr als eine bloße Vertheidigung im Schilde führe.

»Herr van Swieten,« ergriff jetzt die Gräfin Fuchs das Wort, »hat die Aufmerksamkeit Eurer Majestät in der That auf einen interessanten Fall gelenkt, doch wundert es mich, daß er nicht auch von einem jedenfalls merkwürdigeren Funde sprach, den er selbst besitzt. Der Herr Präfect hat im Eifer der Unterhaltung wahrscheinlich darauf vergessen.«

»Was ist das für ein Fund?« fragte Kaiser Franz.

»Es ist eine Antiquität, eine altrömische Marmorplatte, die man vor einigen Tagen in Gumpendorf ausgrub und dem Herrn Präfecten übergab.«

»Ah, seht doch, und davon zu sprechen hat unser Doctor gar nicht der Mühe Werth gefunden,« eiferte der Kaiser, winkte dann einen Kämmerer herbei, der den Präfecten zum kaiserlichen Tische beschied.

Herr van Swieten, anfänglich erschreckt, erholte sich bald, als er vernahm, daß von der ausgegrabenen Marmorplatte die Rede sei.

Die Kaiserin beobachtete ein wohlwollendes Stillschweigen, desto größer war jedoch das Interesse, welches Kaiser Franz daran nahm.

Da er nicht aufhörte, Fragen über das Aussehen der Antiquität, über deren Form, Inschrift u. s. w. zu stellen, so nahm die Oberhofmeisterin das Wort und sagte:

»Euer Majestät gestatten mir zu bemerken, daß auch wir Höchstdero Interesse für den alterthümlichen Fund theilen; unser Aller Wißbegierde würde daher am ehesten befriediget sein, wenn Euer Majestät zu befehlen geruhten, daß die Platte hiehergebracht werde . . . «

Kaiser Franz unterbrach die Obersthofmeisterin und sagte:

»Gräfin, Ihr Rath ist angenommen. Lieber Swieten, senden Sie einen oder mehrere Lakaien in Ihre Wohnung und lassen Sie die Marmorplatte hieherbringen.«

Der Präfect, von der fürstlichen Huld und Gnade sehr beglückt, beeilte sich, dem hohen Wunsche nachzukommen.

Maria Theresia lächelte und sagte zu dem kaiserlichen Gemal:

»Euer Majestät sind heute sehr bemüht, mir unterschiedliche Steine in den Weg zu legen!«

Kaiser Franz schmunzelte.

Feldmarschall Daun, der in dem, was vorging, nur die scherzhafte Außenseite sah, nahm als Ritter seiner Fürstin das Wort und sprach mit soldatischer Laune zur Kaiserin:

»Majestät, ich stehe jeden Augenblick zu Befehl, wenn es gilt, Steine aus dem Wege zu räumen, die Euer Majestät geniren!«

Die Worte des tapfern Marschalls verbreiteten große Heiterkeit, die Kaiserin besonders lachte laut und erwiederte:

»Laß Er das, mein lieber Daun, diese Steine wird schon jemand Anderer beseitigen!«

Ein schalkhafter Blick stahl sich zur Oberſthofmeisterin — die ihn unbemerkt erwiederte.

Ein Kämmerer meldete die Ankunft des Herrn von Managetta.

»Die Steine beginnen anzurücken,« bemerkte die Kaiserin und winkte, den Hofrath eintreten zu lassen.

Herr von Managetta näherte sich ehrerbietig dem kaiserlichen Tische.

Die Kaiserin, welche die Nothwendigkeit fühlte, die Verhandlung selbst zu leiten, nahm das Wort:

»Man hat Uns von einem Schmuck erzählt, den Er aus der Donau unter dem Eise hervorholte?«

»So ist es, Euer Majestät.«

»Und wer war der Muthige, der sich unter die Eisdecke hinabwagte?«

»Ein armer Student, Namens Jacob Droschel.«

»Wie man uns weiter erzählte, war es ein Dieb, der den gestohlenen Schmuck in den Strom versenkte.«

»So ist es, Euer Majestät.«

»Wer ist der Missethäter?«

Herr von Managetta schwieg verlegen.

»Ich will wissen, wer Ihm den Schmuck gestohlen hat?« fuhr Maria Theresia dringender fort.

»Euer Majestät,« lautete die beklommene Antwort, »das weiß ich leider selbst noch nicht.«

»Sonderbar! Er erfuhr den geheimnißvollen Ort, wo der Dieb das gestohlene Gut verbarg, ohne den Verbrecher selbst zu kennen! Wer hat Ihm den Ort entdeckt, wo der Schmuck versenkt war?«

Eine noch peinlichere Verlegenheit bemächtigte sich des Herrn von Managetta, und leise antwortete er:

»Euer Majestät, ich erfuhr das Geheimniß auf einem höchst ungewöhnlichen Wege . . .«

»So? Und was war das für ein höchst ungewöhnlicher Weg?«

»Das Geheimniß wurde mir durch die Seherei verrathen, der Seher war Herr von Schwedenborg.«

»Der Schwedenborg? Seht, seht, der Mann hat Ihm einen großen Dienst erwiesen, 's ist nur Schade, daß der

Schwede nicht immer bei der Hand sein kann, so oft es gilt, in Wien gestohlenes Gut aufzufinden.«

Kaiser Franz hörte dem Examen verwundert zu — Feldmarschall Daun lächelte unverholen — und die Oberſthofmeisterin gab sich wenig Mühe ihre Freude zu verbergen.

»Seine Majestät der Kaiser,« fuhr Maria Theresia nach einer kurzen Pause fort, »sprachen den Wunsch aus, den Schmuck zu sehen, dessen Wiederbesitz Ihm so viele Umstände machte, zeig' Er ihn her.«

Herr von Managetta, der nun die Zeit seines Triumpfes gekommen glaubte, präsentirte die Brillantrose.

Kaiser Franz brach in einen Ruf der Verwunderung aus.

»Was seh ich?« sagte er, »eine Brillantrose . . . gerade so wie die, welche Euer Majestät besitzen!«

Er nahm rasch das Kleinod in die Hand, wendete es nach allen Seiten und untersuchte es aufs Genaueste.

»Welch eine wunderbare Copie!« sagte er, . . . »Alles echt . . . ein Stein wie der andere . . . dieselben Brillanten . . . die nämliche Einfassung . . . in Form und Größe ganz gleich . . . kurz die nämliche Zeichnung; wahrhaftig die beiden Rosen sind sich täuschend gleich.«

Zu dem Polizeidirector sich wendend: »Herr Hofrath, wem gehört dies merkwürdige Kleinod? Ich frage nicht ohne Grund. Bis jetzt war ich der Meinung, die Brillantrose Ihrer Majestät der Kaiserin sei das einzige Exemplar, welches existirt, zu meinem Befremden finde ich jedoch, daß noch Eines vorhanden ist; ich wünsche daher zn erfahren, wem dies gehört?«

Jetzt erhob sich die Gräfin Fuchs, verneigte sich vor

dem Kaiser und sprach: »Euer Majestät gestatten mir gnädigst, daß ich Ihre Frage statt des Herrn Hofrathes beantworte. Diese zweite Brillantrose, welche eigentlich nicht die zweite, sondern die erste ist, gehört mir.«

»Ihnen, Frau Gräfin?«

»Euer Majestät zu dienen, ich bin seit ungefähr fünfzehn Jahren die Eigenthümerin derselben.«

»Das ist allerdings lange her; ich entsinne mich jene Rose, welche Ihre Majestät die Kaiserin besitzt, erst im Jahre 1735, — also genau Ein Jahr vor meiner Vermälung bestellt zu haben.«

»Der Juwelier,« bemerkte hierauf die Obersthofmeisterin, »mag damals nicht mehr daran gedacht haben, daß er fünf Jahre früher eine ganz gleiche Schmucknadel an mich verkauft hatte.«

»Wie aber kommt es, Frau Gräfin, daß man diese Rose bis jetzt unter Ihrem Schmucke nicht bemerkte?«

Die Gräfin Fuchs erwiederte ehrerbietigst: »Wie konnte ich mich erkühnen, mit Ihrer Majestät einen und denselben Schmuck zu tragen? Einmal nur wagt' ich es und ich wurde schwer dafür bestraft, meine Brillantrose gerieth in Verlust. Sie kam in die Hände des Herrn von Managetta und meine Verlegenheit erreichte einen noch höheren Grad, als der Herr Polizeidirector in der Rose einen Schmuck Ihrer Majestät [illegible] zu erkennen glaubte. Was sollte ich thun? Ich trug Scheu ihm die Wahrheit zu gestehen, während eine Unwahrheit in diesem Falle zu gefährlich war, ich wich daher einer entschiedenen Antwort aus; wenn ich mich jedoch nicht täusche, so beliebte der Herr Hofrath mein Schwanken zu mißdeuten und ließ sich dadurch in seinem Irrglauben bestär-

ken, der ihn bis in den Salon Ihrer Majestät der Kaiserin brachte, während der Schmuck am füglichsten in meinen Gemächern abzuliefern gewesen wäre.«

Herr von Managetta fühlte peinlich wie die gewandte Gräfin ihm einen Fuß Boden nach dem andern abrang und ihn immer mehr in eine schiefe Stellung hinüberdrängte. Er blickte wie Hilfe suchend umher nach Herrn van Swieten, der allein im Stande gewesen wäre, ihn kräftigst zu unterstützen, indem er der verborgene Zeuge der ersten Unterredung der Gräfin Fuchs mit dem schwedischen Assessor war, und durch seine Bemerkungen der Gegnerin gar arge Verlegenheit hätte bereiten können; allein der unglückliche Präfect war selbst fortgeeilt, um die kostbare Marmorplatte unter seiner Aufsicht herbeizuschaffen, damit sie durch die Ungeschicklichkeit der Diener keinen Schaden leide.

Die Gräfin Fuchs, durch ihr gelungenes Manöver kühn gemacht, fuhr nach einer kurzen Pause fort:

»Nachdem ich mich als Besitzerin dieses Schmuckstückes erklärt und mein Geheimniß entdeckt habe, bin ich bereit, falls der Herr Hofrath es wünschen, mein Eigenthumsrecht durch den Hofjuwelier zu legitimiren, eben so erbiete ich mich, Herrn von Schwedenborg, dessen Sehergabe ich vor Allem mein Eigenthum verdanke, entsprechend zu belohnen und am Ende will ich auch des armen Studenten Jacob Droschel gedenken, der so große Gefahr glücklich überstand.«

Kaiser Franz überreichte der Gräfin die Brillantrose und sprach mit Wohlwollen:

»Empfangen Sie, Gräfin, Ihr Eigenthum aus meiner Hand zurück; Sie sind nicht nur jetzt eine treue Dienerin Ihrer Majestät der Kaiserin, sondern waren schon in früheren

Jahren die Leiterin ihrer Jugend, ihre Erzieherin. Ihnen verdanke ich, daß ich jetzt der glücklichste Gatte im ganzen Reiche bin, ich will daher den heutigen Abend benützen, um Ihnen einen Beweis meiner Gnade und Freundschaft zu geben. Hier empfangen Sie dieses Medaillon, tragen Sie es vereint mit Ihrer Brillantrose und geben Sie in Zukunft ja Acht, daß Ihnen weder das Eine noch das Andere in Verlust gerathe.«

Die Gräfin nahm gerührt das Medaillon, welches das Porträt des Kaisers enthielt, und wollte dem Monarchen die Hand küssen, was dieser jedoch beinahe ängstlich abwehrte, da er sich von einer Dame nie die Hand küssen ließ, obwohl seine Hände wegen ihrer Weiße und Sammtweichheit eben so berühmt waren wie später die Hände Napoleon I.

Die Scenen, die wir hier so eben schilderten, konnten nicht abgespielt werden, ohne daß sie nicht die Aufmerksamkeit der andern im Salon Versammelten auf sich zogen; man hörte auf zu spielen, man lauschte, flüsterte, — und als nun gar der kaiserliche Leibarzt, gefolgt von zwei Lakaien mit der römischen Marmorplatte, in den Salon trat, erwachte die Neugierde in noch höherem Grade.

»Ah,« sagte der Kaiser ganz laut und in einem Tone, der auch die Andern einlud, sich zu nähern, »da kommt unser gelehrter Doctor mit seinem römischen Fund; ich denke, wir stellen die Platte auf, damit Jeder, der des Lateinischen kundig ist, seinen Scharfsinn an dem Epitaphium *) erprobe. Wir wollen sehen, wer hier ein Meister der Epigraphik **) ist.«

*) Eine Grabschrift, eine Inschrift, auch eine Denkschrift.

**) Inschriftenkunde, das ist die Kunst, die Sprache, Orthographie und Abkürzungen der Inschriften kennen zu lernen.

Die Marmorplatte zwischen zwei sie beleuchtenden Girandolen aufgestellt, trug folgende Inschrift:

A. V. CH.
P. R. AE. F.
E. C. T. E.
S. I.
N. D.
O. F. T.
A. L.
T. E.
W. E.
I. B.
E. R.

Kaiser Franz zeigte nicht wenig Lust, seinen Scharfsinn an der räthselhaften Inschrift erproben zu wollen, die Kaiserin jedoch zog ihn unbemerkt am Arme und lispelte ihm einige Worte ins Ohr, worauf sich sein Eifer merklich abkühlte.

Desto thätiger war Herr van Swieten.

»Die erste Zeile,« sagte er, sich selbst zum Erklärer aufdringend, »heißt offenbar »Anno quinto post Christum« zu deutsch: »Im fünften Jahre nach Christi Geburt,« das »post« ist hier weggelassen, wie man dies häufig bei römischen Inschriften findet. Die vier nächsten Zeilen heißen: »Praefectus Erat Cajus Tullius Egrerius Sub Imperatore« das heißt: »Im fünften Jahre nach Christi Geburt war Cajus Tullius Egrerius Präfect unter dem Kaiser,« nun folgen einige Zeilen, deren Entzifferung mir noch nicht gelungen ist, das

N. D.
O. F. T.
A. L.

sind mir unerklärlich, nicht so das folgende:

T. E.
W. E.

welches ich mit »Tullius Egrerius Vienna Erat,« das heißt: »Tullius Egrerius war in Wien,« erklären möchte.

»Hat man aber bei einer Inschrift einmal die Strömung des Sinnes verloren, so ist die gänzliche Lösung doppelt schwer; das Interessanteste an diesem Marmor bleibt unstreitig sein Alter, man erfährt den Namen des hiesigen Stadtpräfecten im fünften Jahre nach Christi Geburt, eine Aufklärung von historischem Interesse.«

Da sowohl die Kaiserin als der Kaiser an der gelehrten Abhandlung keinen Antheil nahmen, sondern blos stumme Zuhörer blieben, so wagte auch keiner der Anwesenden für das römische Monument ein besonderes Interesse an den Tag zu legen, und Herr van Swieten war nahe daran, mit seiner Antiquität ein totales Fiasco zu machen, als die Gräfin Fuchs der Sache plötzlich eine andere Wendung gab.

»Ich bin,« begann sie, der etwas peinlichen Stille ein Ende machend, »weit entfernt, den Sinn einer lateinischen Inschrift enträthseln zu wollen, denn erstens bin ich der Sprache der Lateiner nicht mächtig genug, und zweitens fehlt mir die Uebung, die in der Epigraphik mehr als anderswo unentbehrlich ist. Je länger ich jedoch diese vor mir stehende Inschrift betrachte, desto mehr will es mir bedünken, als sei dieselbe gar nicht so räthselhaft, als uns der Herr Präfect

von Ihrer Majestät Bibliothek glauben machen will. Ich bitte die höchsten und hohen Herrschaften, meinem Finger auf dem Marmor Zeile für Zeile zu folgen, und die Inschrift nicht etwa mit gelahrten Augen, sondern wie ein gewöhnliches ungelahrtes Menschenkind mit alltäglichen Blicken anzusehen und Sie werden mit mir lesen:

»AUCH
PRAEFECTE
SIND
OFT
ALTE
WEIBER,«

das heißt rasch ausgesprochen und mit gewöhnlicher Schrift geschrieben:

»Auch Präfecte sind oft alte Weiber!«

Einen Moment lang war die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme des kaiserlichen Paares, consternirt, dann aber begann man heimlich und verstohlen zu kichern.

Der kaiserliche Leibarzt sah bald die Marmorplatte, bald die Obersthofmeisterin an, am Ende glaubte er am klügsten zu handeln, wenn er, was ihm freilich sehr sauer ankam, ebenfalls zu lächeln versuchte.

Der Kaiser und die Kaiserin zogen sich sichtbar erheitert in ihre Appartements zurück, die Gräfin Fuchs strich an dem Präfecten vorüber und flüsterte ihm zu: »Das ist der Lohn für Ihre Indiscretion!« Dann verschwand sie aus dem Salon.

Herr van Swieten ließ die Marmorplatte in seine

Wohnung zurücktragen, und damit sie ja nicht zum Monumente der erlebten Mystification werde, befahl er sie noch in derselben Nacht zu zerschmettern, so daß nicht ein Buchstabe neben dem andern blieb.

Auf dem Nachhausewege begleitete ihn Herr von Managetta.

»Wir haben die Schlacht verloren,« begann der Hofrath.

»Geschieht uns recht,« erwiederte der Präfect mürrisch, »warum ließen wir uns mit einem Weibe in einen Kampf ein? Der Kaiser ist getäuscht, Sie sind gefoppt, ich bin blamirt, und das Alles ist ihr Werk . . .«

»Oder das des schwedischen Assessors?«

»Wenn ich wüßte, daß die Erfindung mit der römischen Platte sein Werk ist . . . aber in Einem hat die Gräfin Recht, ich hätte schweigen sollen!«

Herr van Swieten erkannte sein Unrecht, der Vorfall ärgerte ihn, er konnte lange die satyrische Inschrift nicht vergessen; wo er ging und wo er stand, sah er in mächtiger Lapidarschrift die Worte vor sich:

»Auch Präfecte sind oft alte Weiber!«

XII.

Sätze und Lehren des Mystikers.

Die Erkrankung Roswitha's versetzte ihren Vater in eine Unruhe, die, mit der Betrübniß seines Herzens sich paarend, auch seine Gesundheit zu bedrohen anfing.

Wenn er längst schon die nach Wien unternommene Reise im Stillen bedauerte, so verlieh er jetzt diesem Gefühle Worte und sprach seine Klagen offen aus, was Frau von Ammon sehr betrübte.

»Komme was da wolle,« sprach er zu der alten Freundin, »mein Entschluß steht fest. Ich werde Schritte thun, mein Kind muß vor Ablauf des Strafjahres frei werden, Roswitha würde, wenn dies nicht geschähe, dem Kummer erliegen.«

»Ich will Sie mit meinen Rathschlägen verschonen,« erwiederte ihm die Dame sanftmüthig, »wenn Sie jedoch glauben, daß Roswitha jetzt außerhalb des Klosters glücklicher sein werde, wie in demselben, so sind Sie von einem Irrthum befangen, den Sie bald genug einsehen werden. Das Mädchen leidet im Herzen und solches Leiden heilt sich nicht so leicht.«

Der Edelherr war dieser Ansicht nicht, sondern verharrte bei seinem Entschlusse und begab sich, um sich Raths

zu erholen, vorerst zu seinem Helfer in der Noth, zu dem schwedischen Assessor.

Dieser schickte sich eben zu einer Reise nach Ungarn an.

»Ihr Besuch,« sagte er, dem Edelherrn freundlich die Hand drückend, »freut mich außerordentlich, ich habe für den heutigen Abend einige der vertrauteren Brüder zu mir geladen, und Sie werden meine Bitte, die Gesellschaft zu vergrößern, nicht abschlagen, es ist jetzt zwei Uhr Nachmittag, wir machen eine Spazirfahrt . . . «

»Ich fürchte,« unterbrach der Edelherr den Sprecher, »ich werde Ihnen heute keinen angenehmen Gesellschafter abgeben; ich bin neuerdings von einem Unglücke betroffen, welches mich meines einzigen Kindes vollends zu berauben droht.«

Auf die theilnehmende Frage Schwedenborgs schilderte ihm Herr von Werhotitz den trostlosen Zustand Roswitha's, wobei er ihm die Ursache desselben anvertraute, zu dessen Kenntniß er durch Frau von Ammon gelangt war, gegen welche sich die Kranke erklärt hatte.

Der Seher schüttelte bedenklich das Haupt.

»Hier ist Gefahr im Verzuge,« antwortete er, »das Fräulein muß aus dem Kloster fort in die Heimat gebracht werden; denn wenn es den Aerzten auch gelingt, die Krankheit zu beseitigen, so ist der fortwährende Aufenthalt in dem Krankensaale ganz geeignet, in dem Herzen Ihres Kindes die Melancholie Wurzel fassen zu lassen und Sie sind der Gefahr ausgesetzt, daß der Trübsinn das Fräulein zu einem Entschlusse verleitet, der sie von Ihnen auf immer trennen würde.«

Während die beiden Freunde — denn das waren der Edelherr und der Assessor geworden — die Lage erwogen,

trat Salamon, der Diener des Assessors, herein und meldete einen reich galonnirten Lakaien, der vorgelassen zu werden bitte.

Der fremde Diener brachte dem Seher eine Einladung für den nächsten Tag zu Ihrer Excellenz der Gräfin Fuchs.

Schwedenborg versprach, sich zur bestimmten Stunde einzufinden.

»Diese Einladung,« sagte er zu dem Edelherrn, »kommt uns erwünscht, wenn für Ihr Kind eine Rettung möglich ist, so werde ich sie morgen erwirken. Seien Sie getrost und hoffen Sie das Beste. Ihr Kind ist unschuldig, das ist gewiß; leider können wir ihre Schuldlosigkeit nicht beweisen, wir müssen daher trachten, sie im Wege der Gnade zu befreien. Was das Zerwürfniß mit dem Geliebten betrifft, so muß es der Zeit überlassen bleiben, die Wunde zu heilen, oder die Liebenden wieder zu vereinen.«

»Ich werde nie darein willigen,« eiferte Herr Casimir, »daß mein Kind die Gattin eines Leichtfertigen werde.«

»Man verurtheile Niemanden ungehört,« mahnte der Seher, »denn die Umstände verschwören sich oft gegen den Unschuldigsten und lassen ihn schuldig erscheinen. Sie haben einen solchen Fall an Ihrem eigenen Kinde erlebt, und sind doch so unbedachtsam, die gemachte Erfahrung nicht zu berücksichtigen. Die Menschen sind schwach und nur der Gott in ihnen ist stark, aber nur Wenige tragen Gott in ihren Herzen. Wenn die Erfahrung wirklich im Stande wäre, die Handlungen der Menschen zu bestimmen, so hätte jeder Mensch Gelegenheit genug, an seinem Nebenmenschen Erfahrungen zu sammeln und ihnen gemäß zu handeln; allein die lebhafteste Erfahrung ist ohnmächtig gegenüber der Macht

der Leidenschaften, dem Drang des Temperamentes und dem Trieb des Characters, darum ist das ganze Leben nichts als ein ununterbrochener Kampf. Das Irdische im Menschen im Kampfe mit dem Geistigen macht das Leben aus. Denken Sie ja nicht, daß wahre Liebe sich vergessen lasse. Die Wissenschaft ist die Sprache der zeitlichen Welt, die Liebe die Sprache der geistigen; die Wissenschaft macht den Menschen ernst, die Liebe versetzt ihn in Begeisterung; die Wissenschaft muß grübeln, die Liebe braucht nicht einmal zu forschen; die Wissenschaft sucht, die Liebe findet.

»Der Mensch beurtheilt die Natur nach ihren Beziehungen zu sich, der Geist beurtheilt sie nach ihren Beziehungen zum Himmel.

»Die Geister sind eingeweiht in alle Geheimnisse, sie verstehen sich mit dem Geiste der Töne, mit dem Geiste der Farben, mit dem Geiste der Pflanzenwelt. Sie befragen das Mineral und das Mineral gibt ihnen Antwort.

»Die Welten, mit denen der Mensch sich so viel beschäftigt, sind für die Geister nur die letzte Stufe, von der sie sich zu Gott aufschwingen.

»Wir, die Auserwählten, sehen einen Lichtkreis um die Häupter dieser Geister und das ist nichts anderes, als die Liebe und die Weisheit des Himmels, die sich an ihrem Aeußeren kennzeichnen. Ihre Unschuld ist die Unschuld der Kinder, und diese Unschuld macht einen solchen Eindruck auf die Seele, daß diejenigen, die von ihr afficirt werden, durchs ganze Leben ein unvertilgbares Entzücken behalten.

»Wollen Sie,« fuhr der Seher nach einigen Secunden Schweigens fort, »meine Doctrin über die Ehe kennen lernen? ich will sie Ihnen in wenigen Sätzen mittheilen.

»Der Herr hat die Schönheit, die Eleganz des Lebens dem Manne genommen und auf die Frau übertragen. Wenn der Mann mit dieser Schönheit, mit dieser Eleganz seines Lebens nicht wieder vereinigt wird, so ist er ernst, traurig, streitsüchtig — wird er damit vereinigt, so ist er munter, freudig, aufgeräumt, mit einem Worte, er ist — vollständig.

»Die Engel sind stets im vollkommensten Zustand der Schönheit. Ihre Hochzeiten werden mit wunderbaren Ceremonien gefeiert. In dieser Vereinigung — die stets unfruchtbar bleibt — hat der Mann den Verstand, die Frau den Willen gegeben. Hier auf der Erde sind sie ein einziges Wesen, ein einziges Fleisch; dann gehen sie in den Himmel und nehmen dort wieder ihre himmlischen Formen an. Auf der Erde, im natürlichen Zustande, ist der gegenseitige Hang der Gatten unrein, er reißt hin, ermüdet und verursacht Ueberdruß, dort aber, unter seiner himmlischen Form, wird das Paar ein und derselbe Geist, und findet in sich selbst eine nie aufhörende Ursache der Freude und des Entzückens.

»In dieser Ehe der Geister gibt es weder einen Hochzeittag noch eine Hochzeitnacht. Die Wonnen, die sie gewährt, sind nur geistig.

»Ich selbst, mein Freund, ich sah eine solche Ehe.

»Ein Engel, der mir erschien, erbot sich, mich zum Zeugen einer solchen Ehe zu machen, und führte mich fort auf seinen Flügeln — die Flügel sind nur ein Symbol und nicht eine irdische Realität.

»Der Engel bekleidete mich mit seinem Festkleide, gewoben aus Licht und aus Strahlen.

»Warum dies? fragte ich ihn.

»Darauf antwortete mir der Engel: So erglüht unser Kleid, glänzt und wird hochzeitlich.

»Nun sah ich zwei Engel, der eine kam von Osten, der andere von Süden. Der Engel von Süden saß auf einem Wagen, den zwei weiße Rosse zogen, deren Zügel den Glanz und die Pracht der Morgenröthe hatten; als beide Engel mir nahe kamen, verschwanden Pferde und Wagen, der Engel des Ostens prangte im Purpurgewande, der des Südens im himmelblauen Kleide, und beide englische Gestalten flossen wie zwei Hauche ineinander und vermischten sich. Der eine war ein Engel der Weisheit, der andere ein Engel der Liebe.«

»Diese Engel, sprach mein Führer zu mir, haben sich auf Erden durch innerliche Freundschaft an einander gekettet, und obwohl durch den Raum getrennt, waren sie dennoch stets mit einander vereinigt.

»Das Wesen guter Ehen ist auf Erden selten, im Himmel ist es der gewöhnliche Zustand der Engel.

»Die Liebe ist das Licht der Welt. Das Licht allein erklärt die Freuden des Himmels. Die Unermeßlichkeit der Himmel ist so groß, daß, wenn das menschliche Auge die Weite und die Schnelligkeit des Sonnenlichtes besäße, es so lange wie die Ewigkeit sehen müßte, und für seinen Blick doch keinen Horizont als Ruhepunct fände.«

Der Edelherr hörte diese Aussprüche und Anschauungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an. Obwohl er nicht Alles verstand, so brachten doch die Worte des Mystikers auf ihn eine mächtige Wirkung hervor, denn jener sprach mit einer Entschiedenheit und einem Feuer, die nur eine felsenfeste Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was man sagt, zu verleihen vermögen.

Herr von Werhotitz wurde von den Strome der Rede fortgerissen; vielleicht gerade deshalb, weil ihn nicht die Schwingen einer höheren Intelligenz in den Kreisen einer natürlichen Anschauung erhielten, erlag er den Flammengüssen dieser ihm ganz neuen phantastischen Anschauungen und hörte und staunte den Freund an, wie einen Auserwählten Gottes.

Der Mensch ist für religiöse Anschauungen nie empfänglicher, als wenn das Unglück ihn überfallen und eine Zeit lang geknechtet hat, dies war nun bei dem greisen Edelherrn der Fall, daher verfehlten auch die mystischen Lehren des Sehers ihre Wirkung nicht.

»Ihre Lehren und Sprüche,« sagte er mit heiliger Scheu, »dringen mir in die Seele und breiten in meinem Innern ein Wohlgefallen aus, welches sich wie Balsam auf die Wunde legt, die mir den Kummer schlug. Oh, fahren Sie fort, Auserwählter der Engel, erbauen Sie Ihren unwürdigen Freund und weihen Sie ihn ein in den Kreis Ihrer geistigen Anschauung, so wie Sie ihn bereits eingeführt in die Geheimnisse der Maurerei.«

»Ach, mein Freund, was Sie in den letzten Minuten von mir erfuhren, sind nur einzelne Lappen eines Reisekleides, welches einst die Blößen der ganzen Menschheit bedecken wird. Ehe hundert Jahre vergehen, wird meine Doctrin die Kirche regieren. Der Herr hat mich auserwählt; ich vermag es, mich nach Belieben in den Zustand der Vision zu versetzen, doch ist dies nur eine schwache Anwendung meines Vermögens — den Himmel zu sehen. Würde ich Ihnen schildern, was ich auf meiner Reise durch die Astralländer gesehen und erlebt, Sie würden hinsinken und Gott anflehen, daß Er

Sie des Anblickes seiner höchsten Wunder würdig halte. Ich habe vorhin von englischen Geistern gesprochen, wissen Sie, was ich darunter verstehe? Wesen, welche in dieser Welt für den Himmel vorbereitet werden! Gott hat die Engel nicht besonders geschaffen, es gibt keinen Engel, der nicht vorher Mensch auf der Erde war. Die Erde ist also die Pflanzschule des Himmels. Die englischen Geister gehen durch drei Reihen der Liebe, denn der Mensch kann nach und nach wieder geboren werden. Zuerst ist die »Liebe seiner selbst,« der höchste Ausdruck dieser Liebe ist das menschliche Genie, welches wir bewundern; dann kommt die »Liebe der Welt,« welche Propheten, Führer und große Männer erzeugt; endlich ist die »Liebe des Himmels,« welche die englischen Geister macht. Diese Geister müssen entweder die Liebe oder die Weisheit des Himmels haben. Wenn der Mensch in der Liebe lebt, legt er alle seine schlechten Eigenschaften ab.

»Jesaias sagt: Die Hoffnung, die Milde, der Glaube, das Gebet haben sein Inneres geschwungen und dies darf durch keinen irdischen Affect mehr besudelt werden.

»Ein großes Wort sprach auch jener Lehrer, der da sagte, sammelt Euch Schätze, aber Schätze, die im Himmel nicht vergehen!

»Die Vereinigung des Geistes der Liebe und des Geistes der Weisheit versetzt die Creatur in einen göttlichen Zustand, in welchem seine Seele Weib, sein Körper Mann ist; dies ist der letzte menschliche Ausdruck, worin der Geist die Form besiegt, worin die Form mit dem Geiste kämpft. Die Form, das Fleisch, weiß nichts, empört sich und will roh bleiben; dieser Kampf, diese Zeit der Prüfung erzeugt unsägliche Leiden, wovon nur die Himmel Zeugen sind, und

welche Christus am Oelberge empfunden hat. Nach dem Tode öffnet sich dieser doppelten, gereinigten menschlichen Natur der Himmel, daher stirbt das Fleisch in Verzweiflung, während der Geist im Entzücken stirbt.

»Auch ich werde sterben,« fuhr der Mystiker mit prophetischem Tone fort, »aber mir steht noch eine lange Reihe von Jahren irdischen Wallens bevor, ich sehe die Stunde meines Todes voraus und vermag sie Dir zu künden. Man wird zählen das Jahr 1772, am neunundzwanzigsten Tage des Monats März, dieser Tag wird ein Sonntag sein, zehn Minuten nach der fünften Abendstunde werde ich aufhören zu sein *).«

Nach dieser merkwürdigen Verkündigung verstummte der Seher, sein Haupt sank wie erschöpft gegen die Brust, die Augen waren geschlossen, der Odem säuselte kaum hörbar zwischen den Lippen hervor.

Der greise Edelherr faltete die Hände zum Gebet und stand bewundernd vor dem merkwürdigen Manne.

Nach wenigen Minuten erhob sich der Seher gestärkt und neu belebt.

»Begleiten Sie mich ins Freie, mein Freund,« sagte er, »ich schmachte nach frischer Luft, der Himmel über uns ist mir ein Bedürfniß!«

Die beiden Freunde — Schüler und Lehrer — verließen das Haus.

*) Es ist gerichtlich constatirt, daß Schwedenborg Tag und Stunde seines Todes genau vorher sagte.

XIII.

Der arme Student.

Indem wir von einem armen Studenten sprechen, meinen wir den kleinen, dicken, lustigen Jacob Droschel, der Herrn von Managetta durch seine Kunst zu tauchen einen wichtigen Dienst geleistet hatte, wofür der Herr Hofrath ihn zu belohnen versprach.

Der gute Jacob wartete einen Tag, dann noch einen, dann einen dritten und vierten, aber weder ließ sich der alte Schimmel sehen, noch verlautete sonst eine Botschaft; der Herr Hofrath schien auf ihn vergessen zu haben.

Diese Vergessenheit war es jedoch nicht allein, welche den guten Droschel kränkte, er hatte auch noch den Spott seiner Mitcollegen zu ertragen, auch er sollte die Geltung des Spruches erfahren, daß wer den Schaden hat, auch den Spott in Kauf nehmen müsse.

»Domine Jacobe,« rief ihm der Eine zu, »wie viele Ducaten hast Du Dir mit deiner Tauchkunst verdient?«

»Laßt ihn in Ruh; er wird morgen den *Schottnern* ihren Hof abkaufen.«

»Heute mundete ihm die Capuzinersuppe noch recht gut.«

»Lacht mich nur aus,« murmelte der Taucher, »wer zuletzt lacht, lacht am besten. Laudatur ab his, culpatur ab

illis *), hat der Teufel gerufen, wie er den Amtmann geholt hat. Est mihi namque domi pater et injusta noverca **), das heißt, der Kuckuck hole unseren Vater Fürchtegott Schleicher und den Schimmel Michel dazu, par nobile fratrum ***), der Teufel hätte sie nicht besser zusammen tragen können, um einen armen Studenten unters Eis zu bringen. Ich hab' wohl bis jetzo immer gehört, daß der Esel, wenn's ihm zu wohl ist, auf's Eis geht, daß er aber, wenn er nichts zu fressen hat, unters Eis geht, ist bis heutigen Tages erst einmal arrivirt.

Die Studenten lachten.

»Du bist noch guten Muths dabei?« meinte der Pfleger.

»Es kostet grad' so viel, wenn ich schimpfiren würde; nur riskir ich im letzteren Falle noch eingesperrt zu werden und das behagte mir nicht, denn nulla salus in bello †) hat der Pferdedieb gerufen, als man ihn im Stalle erwischte.«

Dann begann er zu singen:

»Gleiche Liebe, gleiche Stände,
Gleiche Schöne, gleiche Jahr,
Gleiche Füße, gleiche Hände,
Sieh', so ist ein gleiches Paar.
Gleichen sie sich sonst nicht minder,
Gibt's gewiß viel gleiche Kinder.«

»Weiter Jacob, noch eines!«

*) Von den Einen gelobt, von den Andern getadelt.
**) Ich habe daheim einen Vater und eine ungerechte Stiefmutter.
***) Ein sauberes Brüderpaar.
†) Im Kriege ist kein Heil.

Und der Taucher sang wieder:

»In der Stadt zu Langensalz
Braut man drei Bier aus Einem Malz.
Das erste heißet man den Kern,
Das trinkt der Bürgermeister gern;
Das and're heißt das Mittelbier,
Das setzt man g'meinen Leuten für;
Das dritte heißet der Convent,
Trinkt zu, potztausend schlapperment!«

»Ein Anderes, ein Anderes!«
Und Jacob perorirte wieder:

»Die Red' ist von den Zungen,
Der Husten von der Lungen,
Die Farb' ist im Gesicht,
Die Seel' im Augenlicht.
Der Zorn ist in den Gallen,
Furcht thut im Herzen wallen.
Sorgen, Unruh, Thorheit, Macht,
Sind im Kopfe gut vermacht.
Die Lieb' ist in der Leber,
Milz ist des Lachens Geber,
Gedanken thu im Gehirn ich tragen,
Die alten Weiber liegen mir im Magen.

Und gleich darauf fing er wieder zu singen an:

»Die Waaren, welche vornean
In einem Laden liegen,
Die kauft nicht gern ein Jedermann,
Sie pflegen nichts zu tügen.
Die Jungfern, welche zu dem Frei'n
Die Freier selbst einladen,
Wo diese nicht verlegen sein,
So haben sie doch den Schaden.«

»Heh, Schuster,« wendete er sich hierauf zu einem der Collegen, »sag' mir 'mal, was ist das?«

»Es ist ein kleines Klösterlein,
Geht weder Thür noch Fenster 'nein,
Und wächst doch Fleisch und Bein darin,
Davon hat Mancher viel Gewinn.«

»Ich weiß nicht, was es ist.«
»Ein Ei ists mit einem Backhändel darinnen!«
»Jacob, sing' was von der Lieb'.«
Und er sang wieder:

»Amor vincit omnia *),
Das lügst Du! spricht pecunia, **)
Doch wo ich, pecunia nicht bin,
Dort kommst Du, Amor, selten hin.«

Diesem folgte rasch ein bekannter Gassenhauer:

»Böcke fressen gerne Reise,
Katzen speisen gerne Mäuse,
Hasen essen gerne Kohl,
Studenten ist beim Küssen wohl.«

»Jetzt Eins von den Weibern!«
Und er declamirte:

»Weiberhändel, die wie bräuchlich, unter ihnen selbst entstehn,
Pflegen endlich auf ein „Sagen" und auf nichts mehr auszugehn.
Jene sagte dieses neulich,
Und es sagte jenes die —
Dieses hat sie nicht gesaget,
Jene saget solches nie.

*) Die Liebe besiegt Alles.
**) Geld.

Eine sagte, daß da sagte, diese, jene sagte das,
Nein, sie sagte, daß sie sagte, dieses nicht, nur sonsten was;
Oh ich weiß wohl, was sie sagte,
Will sie, sagt ihr, sagen nicht,
Was sie sagte, will ich sagen,
Was sie sagte frei an's Licht.
Ei sie sagte, was ich sagte,
Eh ich sagte, sagt sie vor,
Sagt nur, daß sie solle sagen,
Was sie mir gesagt in's Ohr.
Dieses Sagen währt so lange, wie das Leder um das Maul,
Denn zum Sagen und zum Plaudern
Sind die Weiber selten faul.«

Der lärmende Beifall der andern wollte den Taucher eben zu einer neuen Probe seiner Stegreifmuse aufmuntern, als die Unterhaltung, welche in dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer in der Studentenherberge stattfand, von dem eintretenden Herbergvater unterbrochen wurde.

Herr Schleicher reckte seine Kameelnase in die Höhe und schnarrte:

»Silentium!«

»Ruhig — Stille — die Fastenwurst ist da!« so scholl es von allen Seiten.

»Taceatis nebulones!«

»Vater Schleicher, was heißt das zu deutsch?«

»Haltet die ungewaschenen Mäuler, ihr benebelten Köpfe. Jacob! Wo ist der Jacob?«

»Hier steh ich, Vater Schleicher.

»Immer rüstig, immer fleißig,
Stiefel löchrig, Hosen schleißig,
Rock und Weste schmierig, klebig,
Und sogar der Rock ist schäbig.«

»Jacob Droschel,« heischte ihm der spindelbeinige Bedell zu, »Ihr habt heute Mittags um zwölf Uhr bei Ihrer Excellenz der Frau Obersthofmeisterin von Fuchs in der Anticamera zu erscheinen . . .«

»Um zwölf Uhr!« rief der Stöpsel, »das ist nicht möglich, Vater Fürchtegott, um zwölf Uhr wird bei den Capuzinern gespeist und wer nicht pünctlich anwesend ist, dem wird mit der Suppe der Magen nicht gewaschen. Da heißt es dann gleich: »Zu spät gekommen, Jacob, dem Pater Koch ist bereits der Kessel ausgeronnen und die letzten Paar Tropfen hat die alte Urschel erwischt, hinter der alten Urschel kann aber Niemand mehr kommen, sie trägt eine schwarze Gugel und ein blaues Vortuch.«

»Jacob, Ihr werdet doch euer Glück nicht von Euch stoßen?«

»So habt Ihr gerade gesprochen, wie Ihr mit dem Schimmel Michel da wart, das war ein Glück! Daß sich Gott erbarm! Von heute an muß jeder, der von mir was haben will, voraus bezahlen, verstanden Vater Fasten . . . Vater Schleicher wollt' ich sagen. Kennt Ihr das alte Sprüchlein:

Leihst Du nicht, so gibt es Zorn,
Leihst Du, so ist's Geld verlor'n,
Doch ist besser der erste Zorn,
Als Geld und Zeit zugleich verlorn.

Seit ich unter dem Eise war, bin ich um zwei Pfund und acht Loth klüger geworden.«

»Jacob, es will mir bedünken, als wäret Ihr nicht

nur klüger, sondern sogar etwas ochsiger geworden; wer, wie Ihr, nichts zu verlieren hat, kann bei einer Excellenzfrau nur gewinnen.«

»Bei einer Alten? O, Vater Fürchtegott, Ihr irrt Euch, bei einer Alten kann man auch was verlieren; indessen,« setzte er seine Ansicht ändernd hinzu, »es sei, ich nehme die Einladung der Gräfin an, aber nur, weil Ihr mir dazu rathet, Vater Schleicher.«

»Cameraden,« wendete er sich zu seinen Collegen, »helfet mir aus der Noth und ermöglicht mir die Staatsvisite; Ihr kennt meine Garderobe und wißt, daß sie das Criterium eines gräflichen Auges nicht verträgt, greift mir daher ein wenig unter die Arme und Beine; wer gerade ein ganzes Kleidungsstück besitzt, der leihe es mir menschenfreundlichst; der Eine die Schuhe, der Andere die Strümpfe, es macht auch nichts, wenn Zwei und Zwei bei Schuhen und Strümpfen zusammenhelfen, der dritte leiht mir ein Beinkleid und so fort, hoffe ich, werden wir doch mit Gottes Hilfe in der ganzen Studentenherberge einen reputirlichen Anzug zusammenbringeu. Aber sputet Euch, Cameraden, mir ist nur noch Eine Stunde zur Toilette gegönnt, wenn ich um zwölf Uhr bei der Excellenzfrau eintreffen will.«

Da der Droschel von Allen wohl gelitten war, so beeilte sich Jeder sein Bestes, worin ein rigoroses Auge auch noch Manches auszusetzen gehabt hätte, zu dessen Equipirung herzuleihen, so daß der Stöpsel bald in einer sehr reputirlichen Hülle steckte, deren sieben Eigenthümer ihm die äußerste Schonung ihrer Garderobe anempfahlen.

»Sorget Euch nicht, Cameraden, euren Kleidungsstücken soll kein Schaden geschehen.«

Strümpfe, Schuhe, Rock und Weste,
Ihr bietet mir das Schönste, Beste,
Dafür seid ihr Alle hochverehrt,
Wenn auch euer Schönstes nicht viel werth.

»Jacob, Jacob,« sprach jetzt der Herbergvater, der Zeuge der Droschelschen Metamorphose war, wenn Euch euer Selcher aus der Naglergasse jetzt begegnete, er würde Euch kaum erkennen.«

Und der Student sang statt der Antwort:

»Man kennt den Wolf am Gange,
Man kennt die Glock am Klange,
Den Franciscaner am Strange;
Am Tanz erkennet man die Mädel,
Den Müller an dem dicken Schädel,
Den Herd am Feuer und am Rauch,
Den groben Amtmann an dem Bauch.
Den Bauer kennt man an der Gabel,
Die Wetterhexe an dem Nabel,
Und den Droschel an dem Schnabel.«

Und gleich darauf jubilirte er:

»Um den Hunger sich zu stillen
G'nügt kein schönes Angesicht,
Schönheit kann die Augen füllen,
Aber ach! den Magen nicht;
Trinkt dein Weiblein vielen Wein,
Wirst Du bald gar mager sein,
Trinkt sie Millich und Caffee,

Rufen deine Nachbarn: »Weh!«
Trinkt sie lustig Kniesenack *),
Geht das Maul ihr Schnick und Schnack,
Kehrt sie nur bei der Stangen **) ein,
Kannst Du laut dein »Vivat« schrei'n.«

Und damit war der Droschel zur Thüre draußen.

*) Kniesenack, eine damalige Biergattung, welche sehr stark war. Dem Namen nach, bedeutet das Wort so viel, als Herrenbier, von dem böhmischen Knize, Herr oder Fürst. (Siehe Adelung's Wörterbuch.)
**) So viel als beim Brunnen.

XIV.

Bei der Gräfin Fuchs.

Mit dem zwölften Glockenschlage, als eben von allen Thürmen Wiens die Mittagsstunde geläutet wurde, stand Jacob Droschel im Vorzimmer der Obersthofmeisterin.

Der Diener war seiner kaum ansichtig geworden, so fragte er ihn mit einer Ehrerbietung, wie sie dem armen Studenten noch nie zu Theil geworden war: »Seid Ihr der Jacob Droschel?«

»Ja, ich bin derjenige!«

»Dann geduldet Euch einen Augenblick, werther Herr, ich werde Euch gleich anmelden!«

Auch das »werther Herr« kitzelte den Jacob, denn auch solcher Anrede hatte er sich bis heute noch nicht zu erfreuen gehabt.

Nur wenige Secunden und die Flügelthüren gingen auf, um den armen Studenten bei der Gräfin einzulassen.

Die Dame saß in einem mächtigen Armstuhl.

»Ihr nennt Euch Jacob Droschel?« fragte sie freundlich.

»Euer Excellenz aufzuwarten.«

»Tretet näher!«

Der arme Student machte einige Schritte vorwärts.

»Was seid Ihr für ein Landsmann?«

»Ein Steiermärker.«

»Wie alt?«

»Zu Jacobi werde ich sechsundzwanzig Jahre.«

»Wer ist euer Vater?«

»Mein Vater ist der Meßner im Ort und meine Mutter erzeugt Capauner, das heißt sie verwandelt die Hähne . . .«

»Schon gut,« unterbrach ihn die Hofmeisterin, »Ihr studirt hier?«

»Aufzuwarten, Excellenz.«

»Seid Ihr fleißig?«

»Ich schmeichle mir, es zu sein, sonst würd' ich in der Studentenherberge kein Freiquartier und bei den Capuzinern keine Freikost genießen.«

»Ihr seid also arm?«

»Ach, Euer Excellenz, sehr arm.«

»Ihr wart neulich mit dem Herrn Hofrath von Managetta in der Spittelau . . .«

Droschel stutzte, doch bejahete er die Frage.

»Ihr habt für den Hofrath einen Gegenstand aus dem Strome geholt . . .«

»Unter dem Eise hervor,« bemerkte der arme Student bescheiden.

»Was war es, was Ihr herauf brachtet?«

»Damit, Euer Excellenz, kann ich nicht dienen, ich erfuhr nicht, was sich in dem Päckchen befand.«

»Der Herr Hofrath hat Euch für euern Muth und eure Mühe wohl belohnt?«

»Ja, er hat mir was versprochen.«

»Ihr klagtet vorhin, daß Ihr sehr arm wäret, sagt mir, womit könnte Euch geholfen werden?«

»Ach, Euer Excellenz, ich brauchte gar viel, damit mir geholfen würde.«

»Laßt einmal hören.«

»Am nothwendigsten brauchte ich ein Paar Schuhe ...«

»Weiter!«

»Dann käme das Beinkleid an die Reihe ... auch ein Rock würde nicht schaden ...«

»Eure Garderobe scheint indessen noch erträglich zu sein.«

»Ja wohl wär sie erträglich, wenn sie auch nur mir gehörte, aber leider ist dem nicht also.«

»Gut, mit der Garderobe seid Ihr fertig ...«

»Ich bin damit wohl bald fertig,« erwiederte Jacobe, »allein der Schneider ...«

»Der Schneider wird auch damit zu Stande kommen, wenn man ihn pünctlich bezahlt ...«

»Bezahlen, und noch dazu pürctlich! Das ist mehr als Unsereins zu leisten vermag. Bezahlen ließe sich's am Ende auch noch leicht, allein woher das Geld nehmen ohne es zu stehlen?«

»Fahrt fort, mir eure Bedürfnisse aufzuzählen.«

»Außer der Garderobe brauchte ich noch Kost und Wohnung, denn in der Studentenherberge wird man am Studiren oft gehindert und von der magern Capizinersuppe ist noch kein Student satt geworden.«

»Ich bemerke jedoch, daß Ihr nichts weniger als mager seid.«

»Das verdanke ich einem sehr ehrsamen Wurstmacher in der Naglergasse, der mit seinem Speck die Musen unterstützt und meinen Hunger stillt.«

»Gut denn, mit Kost und Wohnung sind wir auch in der Ordnung.«

Euer Excellenz sind mit der Ihrigen wohl in Ordnung, aber ich . . . oh, da fehlt noch viel dazu.«

»Weiter, weiter, womit könnte Euch fürder geholfen werden?«

»Außer Garderobe, Wohnung und Kost wünschte ich auch noch die nöthigen Lehrbücher.«

»Ferner . . .«

»Ein mäßiges Taschengeld . . .«

»Endlich . . .«

»Und wenn ich mir noch was wünschen soll, so wär's höchstens eine reiche Patronin, die mir Alles das gäbe, was mir abgeht.«

»Euer letzter Wunsch ist erfüllt, die Patronin *) habt Ihr in mir gefunden.«

»Excellenz . . . ist's möglich . . . Sie . . .«

»Ich will mich Eurer annehmen, so lang Ihr fleißig und brav sein werdet . . .«

»Oh, wenn's nur das ist,« jubelte der arme Student, »dann werden mich Euer Excellenz in Ihrem Leben nimmer los.«

»Verfügt Euch zu meinem Haushofmeister und nennt ihm euern Namen, er weiß bereits, was er zu thun hat.«

*) Eine Schutzfrau.

Jacobe stürzte auf die Obersthofmeisterin los, überdeckte ihre Hand mit Küssen und es fehlte nicht viel, so hätte er seine Stegreifmuse in Galopp versetzt, was an diesem Orte gewiß nicht ohne Sensation geblieben wäre, zum Glücke bemeisterte er seine Freude und fragte blos:

»Euer Excellenz, womit hab' ich solche hohe Gnade verdient?«

»Ich lohne Euch für den Dienst, den Ihr dem Herrn Hofrath von Managetta erzeigt; denn was Ihr aus dem Strome geholt habt, gehörte mir. Jetzt geht und verhaltet Euch brav.«

Jacob Droschel verließ beseligt das Gemach, als armer Student war er gekommen, versorgt und beschützt ging er von dannen.

Was weiter aus ihm wurde?

Wir wollen, da wir hier für immer von ihm scheiden, der Zeit vorgreifen und mittheilen, daß aus dem lustigen Studenten ein sehr thätiger und braver Beamter wurde, der dem Staate durch viele Jahre treue Dienste leistete, wobei er fast Tag für Tag sich in den Actenstrom versenkte, ohne dabei unter Eis zu kommen; aber auch ohne darin ein Kleinod zu finden; das Einzige, was ihn sein ganzes Leben hindurch unangenehm berührte, war, daß er als Beamter von seinem Improvisationstalent keinen Gebrauch machen durfte, da freie Phantasien in den Bureaus niemals tolerirt wurden.

. . . .

. . . .

Kurz nach der Entfernung des Studenten erschien Schwedenborg bei der Gräfin Fuchs.

Nach dem freundlichen Empfange mußte er an der Seite der Obersthofmeisterin Platz nehmen.

»Sie sind doch nicht ungehalten, Herr Assessor, daß ich Sie zu mir bemühte?«

»Wie könnt' ich dies, gnädige Gräfin?«

»Ich mochte mir das Vergnügen nicht versagen, Sie wenigstens einmal bei mir gesehen zu haben; ich werde die Dienste nie vergessen, die Sie mir in einer so heiklichen Affaire, wie die mit dem verlornen Schmucke, leisteten.«

»Gnädige Gräfin, ich bitte, davon nicht zu sprechen.«

»Warum nicht? Die Sache ist vorüber und die Angelegenheit zu unserer höchsten Zufriedenheit erledigt. Ihre Majestät besitzt nun wieder das Original der Brillantrose und ich bin die Eigenthümerin der Copie. Herr von Managetta wird in Zukunft vorsichtiger sein und das Gelüste, gegen mich zu intriguiren, unterdrücken, eben so wird Herr van Swieten begriffen haben, daß man Geheimnisse von Damen besser bewahren muß, wie er es gethan. Die von Ihnen ersonnene Mystification war köstlich, und ich bedaure nur, daß Sie nicht Zeuge der Scene im kaiserlichen Salon waren. Der gute Doctor war ganz verblüfft und hätte man ihn in jenem Momente um seinen eigenen Namen befragt, ich glaube kaum, daß er sich seiner entsonnen. Seine Indiscretion hat die kleine Züchtigung verdient. Jetzt zu etwas Anderem, verehrter Herr Assessor. Sie werden sich vielleicht noch jener Scene im »oberen Gut,« wo Sie mit Ihrer Majestät der Kaiserin incognito sprachen, erinnern. Damals äußerte die Kaiserin, sie wolle von Ihrer Sehergabe Nutzen ziehen, doch mit der Reserve, daß es ihr freistehen müsse, Sie zu belohnen, wie

sie es für gut fände. Als Sie dagegen Einwendungen machten, äußerte die gütige Monarchin: »Keine Einrede, Herr Assessor, ich will's so, ich will in keines Menschen Schuldbuch stehen, au contraire, ich wollte, alle Welt stünde in dem meinen, damit ich beweisen könnte, wie sehr ich wünsche, der Menschheit wohl zu thun.« Ich führe Ihnen diese kaiserlichen Worte ins Gedächtniß zurück, weil ich beauftragt bin, ihnen Geltung zu verschaffen und die Ehrenschuld einzulösen.«

»Gnädige Gräfin, Sie setzen mich in Verlegenheit. Ich glaube bereits versichert zu haben, daß meinerseits von einem Lohn keine Rede sein darf!«

»Ihre Majestät,« antwortete die Obersthofmeisterin, »geruhten auch Ihre Sentiments zu berücksichtigen und haben von Höchstdero Beschluß in so ferne Abstand genommen, daß ich beauftragt bin, nicht von Lohn, sondern von einer allerhöchsten Gnade zu sprechen. Herr Assessor, weisen Sie das Anerbieten einer großmüthigen Fürstin nicht zurück, erbitten Sie eine Gnade und sie soll Ihnen gewährt werden.«

»Gnädige Gräfin, so lange Sie blos von Lohn sprachen, erheischte es mein Gefühl, ihn zurückzuweisen, denn belohnen lasse ich mich nur von meinem Landesfürsten und sonst von keinem Menschen auf der Welt; eine Gnade jedoch bin ich in der Lage anzunehmen, weil ich diese Gnade nicht für mich, sondern für Andere erbitte, weil dabei kein Verdacht von Eigennutz auf meinen Character fällt. Glauben Sie, gnädige Gräfin, in der Lage zu sein, mir die Gewährung einer solchen Gnade verheißen zu können, so will ich Sie darum ersuchen . . .«

»Reden Sie, Herr Assessor, ich verspreche Ihnen, mich der Angelegenheit so anzunehmen, als ob es meine eigene wäre.«

Schwedenborg erzählte nun der Obersthofmeisterin das Unglück der Familie Werhotitz in einfachen, schlichten Worten, wie die Wahrheit überhaupt keines Redeschmuckes bedarf, um einen Eindruck zu machen.

»Gnädige Gräfin,« schloß er seine Mittheilung, »werden im Leben oft die Erfahrung gemacht haben, daß man Dinge mit Bestimmtheit weiß, ja, daß man sie mit einem Eide bekräftigen möchte, ohne sie jedoch beweisen zu können. Das ist nun auch bei dem Fräulein von Werhotitz der Fall. Wer dieses Wesen kennt, zweifelt keinen Augenblick an ihrer Schuldlosigkeit und doch sind wir gegenwärtig nicht im Stande, sie zu beweisen und damit die über das Fräulein verhängte Strafe aufhören zu machen. Die weiteren Folgen dieses gewiß ungerechten Richterspruches kann nur die Gnade Ihrer Majestät beseitigen und dies zu bewirken flehe ich Sie an. Das Fräulein ist im Kloster schwer erkrankt, ihr Leben steht in Frage, wenn sie das Strafjahr, von ihrem Vater getrennt, verleben müßte. Retten Sie die arme Unschuld, gnädige Frau, helfen Sie, daß einem tief gekränkten Mädchen sein ganzes Lebensglück nicht zerstört, daß einem greisen Vater sein einzig Kind gegeben werde.«

»Herr Assessor,« antwortete die Obersthofmeisterin, »ich gab Ihnen mein Wort, ich werde suchen es zu lösen. Wären Sie mit den hierländischen Verhältnissen vertraut, Sie würden die Schwierigkeit der Aufgabe, die sie mir stellen, begreifen; ich will indessen deren Lösung versuchen, und hoffe, sie wird gelingen.«

Der Seher erhob sich vom Platze.

»Ich will Ihnen fürder nicht lästig fallen, gnädige Gräfin,« sagte er, »Sie wünschten, daß ich mir eine Gnade ausbitte, ich bin Ihrem Wunsche nachgekommen. Wenn Ihre Majestät das Fräulein von Werhotitz ihrem Vater wieder schenken, so wird der seltene Fall eintreten, daß Gnade und Recht in Einem Acte sich verschmelzen, der nicht nur zwei eigene, sondern auch den Unterthan eines fremden Souveräns glücklich macht.«

Schwedenborg verbeugte sich ehrerbietig und schritt aus dem Gemache als hätte er nicht eine Bitte, sondern einen Befehl zurückgelassen.

. . . .

. . . .

Das Ergebniß dieser Uuterhandlung war ein glückliches.

Ein Specialbefehl der Kaiserin verfügte die augenblickliche Freilassung des Fräuleins von Werhotitz, doch war diese nicht ohne einen bitteren Beigeschmack.

»Indeme dem Kasimir Edlen von Werhotitz, hieß es am Ende der betreffenden Allerhöchsten Verfügung, diese Meine kaiserliche Gnade notificirt wird, wird ihm weiter bedeutet, mit sammt seiner begnadigten Tochter meine Residenzstadt Wien und deren Weichbild stante pede zu verlassen und sich auf sein Gut in Mähren zu begeben. Weiters Er, der Edle von Werhotitz, sich hierorts auch ferner nicht blicken lassen, es wäre denn, daß ihme, dem von Werhotitz, oder ihr, seiser Tochter in Zukunft ermöglicht sein sollte, gerichtlich zu demonstriren, daß sie, die von Werhotitz, wirklich so schuld-

los ist, wie sie zu sein vorgibt, und wie sichs für eine ehrbare Frauensperson, so noch dazu adeligen Geblütes ist, geziemt.«

»So es Gottes Wille ist,« rief der greise Edelherr, sein ihm wiedergegebenes Kind umarmend, »werden wir in die Lage kommen deine Schuldlosigkeit zu beweisen. Er wird uns seinen höchsten Schutz auch ferner nicht entziehen und es uns ermöglichen, darzuthun, daß wir der Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin vollkommen würdig waren.«

Der Abschied von Schwedenborg war ein herzlicher.

»Wir scheiden,« sagte der Assessor, dem Greise die Hand kräftig schüttelnd, »um uns bald wieder zu sehen. Ich werde nicht unterlassen auf meiner Rückreise bei Ihnen in Frainspitz wieder einzusprechen.«

»Fräulein Roswitha,« wendete er sich an die Jungfrau, »denken Sie an Gott, der Alles weiß und Alles sieht, vertrauen Sie ihm, der barmherzig ist und milde, hoffen Sie auf Ihn, denn nur in Seiner Hand liegt Ihr Glück, so wie das aller Menschen. Sie schütteln den Kopf, Sie wollen an Glück nicht mehr glauben? Ich aber sage Ihnen, es hat noch keinen Winter gegeben, dem nicht ein Frühling gefolgt wäre, noch keinen Sturm, der nicht dem Sonnenschein Platz gemacht hätte; Alles, Alles wechselt und vergeht auf Erden, nur Eines ist, war und bleibt ewig und das ist — Er, der Herr Zebaoth.«

. . . .

An einem frühen Morgen, Wien lag noch in den Banden des Schlafes, führte ein Reisewagen Vater und Tochter

aus der kaiserlichen Residenz über die Donau hinweg. Der armen weißen Rose perlten heiße Zähren aus den Augen, denn wohl nahm sie ihre Freiheit und ihre Reinheit mit sich in die Heimat, ihre Ruhe jedoch, ihr Glück und ihre frühere Zufriedenheit blieben zurück in Wien, in Wien, wo sie das höchste Glück und den tiefsten Gram kennen gelernt hatte.

XV.

Der Proceß des Obristen Baron Trenk geht zu Ende.

Das von dem Doctor Gerhauer eingereichte »Promemoria« erreichte den beabsichtigten Zweck nicht, es erzielte weder die Beendigung des Processes, noch erfolgte eine officielle Erledigung. Die einzige Wirkung, die es hervorbrachte, war, daß die Freunde des Barons ihn mit den süßesten Hoffnungen vertrösteten und ihm die Aussichten auf seine Freisprechung für die nächsten Ostern (1748) eröffneten.

Die Kunde davon war auch in der ganzen Stadt so allgemein verbreitet, daß sie den Obristen, der von seinen Verwandten und Freunden häufige Besuche empfing, mehrfach hinterbracht wurde und er darein keinen Zweifel mehr setzte.

Die Ueberzeugung seiner baldigen Freisprechung rüttelte wieder seinen ganzen Uebermuth auf, der Stolz wuchs riesig, das Rachegefühl verdoppelte sich und die Aussicht auf den Sieg machte ihn herrischer denn je.

In einer solchen Stunde war es, wo Gerhauer bei ihm erschien, um mit ihm, wie er sich ausdrückte, über eine Angelegenheit zu sprechen, die ihn, nämlich den Doctor, anging.

Der Baron war natürlich dazu bereit.

»Herr Obrist,« begann der Advocat, »ich führe, wie Sie recht wohl wissen, bereits seit zwei Jahren Ihren Criminalproceß.«

»Das weiß ich, Doctor, doch wozu diese Erinnerung.«

»Ich schmeichle mir, die Verhandlung mit einigem Geschicke geleitet zu haben . . .«

»Wer wird dieses negiren?«

»Herr Obrist wissen, abgesehen davon, recht wohl, wie viele Mühe, welch' einen Aufwand an Zeit mich dieser Proceß kostete . . .«

»Ich fange an Sie zu verstehen. Sie fordern Ihr Honorar . . .«

»Um Vergebung, Herr Baron, ich fordere mein Honorar noch nicht, sondern es genügt mir, wenn wir uns vorerst darüber einigen.«

»Ich habe dagegen nichts einzuwenden,« erwiederte Trenk mit auffallender Zurückhaltung, »einigen wir uns darüber.«

»Man hat mir,« fuhr Gerhauer fort, »abermals eine Hauptschrift zu Ihrer gänzlichen Rechtfertigung abverlangt, denn seit der zuletzt eingereichten sind die Zeugnisse des Prinzen Carl hinzugekommen; bevor ich nun an diese neue Arbeit gehe, wünschte ich mich mit Ihnen zu verständigen.«

»Nun ja, in Gottes Namen, ich sagte Ihnen ja schon, einigen wir uns, verständigen wir uns, kommen Sie nur einmal zur Sache.«

Der Baron sprach diese Worte verdrießlich, fast ärgerlich. Der Advocat blickte ihn verwundert an und sagte:

»Ich bemerke,« Herr Obrist, »daß Sie heute nicht bei Laune sind, ein Tag früher oder später ändert nichts, lassen wir die Angelegenheit . . .«

»Nein, nein,« unterbrach ihn Trenk unwirsch, »da Sie einmal von dieser leidigen Sache zn sprechen begannen, so

wollen wir sie auch endigen. Ohne Umschweife, Doctor, wie viel verlangen Sie für Ihre Arbeit)«

»Zweitausend Ducaten!« antwortete der Sachwalter mit der Ruhe eines Mannes, der sich bewußt ist, die verlangte Summe redlich verdient zu haben.

Der Baron fuhr auf.

»Zweitausend Ducaten!« rief er, »Doctor, wo denken Sie hin? Ein paar Wochen Arbeit, einige lumpige Eingaben und dafür zweitausend Ducaten!«

»Ihr Proceß,« erwiederte Gerhauer, dauert fast anderthalb Jahre; welche Mühe ich auf Ihre Angelegenheit verwendet habe, das müssen Sie doch wissen; was meine Eingaben betrifft, so mögen sie Ihnen immerhin lumpig erscheinen, ich bin mir bewußt, daß Sie diesen Eingaben den günstigen Stand Ihres Processes verdanken.«

»Zweitausend Ducaten!« fuhr Trenk, von seinem Staunen nur schwer zurückkommend fort, »es ist unerhört! Herr Doctor, Sie übertreiben Ihre Forderung, ich denke, hundert Ducaten werden genügen . . .«

Der Sachwalter, erzürnt ob solchen Anerbietens, entgegnete: »Ich bin kein Trödler, der mit sich feilschen läßt . . .«

»Und ich,« rief der Baron, »bin kein Mann, der sein Geld zum Fenster hinauswirft . . .«

»Wenn Sie selbst Ihren Proceß so gering anschlagen, da bedaure ich die Riesenarbeit, die ich bisher geleistet. Ich bestehe auf meiner Forderung und werde in Ihrer Sache keine Feder mehr berühren, bis ich nicht bezahlt bin!«

Der Advocat ging aufgebracht fort und der Obrist blieb noch zorniger zurück.

»Zweitausend Ducaten!« rief er, »es soll sich nur Einer mit diesen Blutsaugern einlassen und er wird bald keinen Nagel mehr brauchen, um einen zweiten Rock daran zu hängen. Mein Proceß ist bereits so viel als gewonnen, er wird auch ohne diesen Federfuchser zu Ende kommen und ich erspare mein Geld!«

Durch die Weigerung des Advocaten — veranlaßt durch den Geiz des Pandurenobristen — entstand eine abermalige Pause in dem Processe, und während derselben traf die zweite Auflage von Trenks Selbstbiographie in Wien ein.

Indem wir diese Zeilen schreiben, liegt das erwähnte Buch, welches zur ungünstigen Wendung von Trenks Geschick nicht wenig beitrug, vor uns.

Es führt den Titel:

Merkwürdiges

Leben und Thaten

des alten *)

Freiherrn

Franz von der Trenk,

Ihro Römisch-Kaiserl. und Königl.

Majestät in Ungarn und Böhmen ꝛc. ꝛc. wirklichen Obristen und Inhaber eines Slavonischen Bandurenregiments von den Herrschaften Vellika, Prestovatz, Pleternitza, Pakratz und Nostar.

Von ihm selbst bis zu Ende des Jahres 1747 geschrieben worden.

Neue Auflage.

Frankfurt und Leipzig.

*) Da der Obrist Trenk im Ganzen nur ein Alter von 38 Jahren erreichte, so mag das Beiwort »des alten« nicht seinem, sondern dem Alter seiner Familie gelten.

Das Buch ist mit einem gut ausgeführten Kupferstich verziert, welcher das Porträt des Pandurenobristen (ein Kniestück) enthält. Man erkennt die colossalen Körperformen Trenks, man sieht das männlich schöne mit einem kleinen Schnurbart gezierte Antlitz. Die Hände des Obristen sind von einer langen Fessel umschlungen, in der Linken hält er ein offenes Buch, dessen Blatt die Worte enthält:

»FIDUM ALIT SPES« *).

Am untern Bildrande sind gleichsam in einen Stein eingegraben die Worte:

HANC OPTO HONORE ET MERITIS« **).

Oberhalb des Bildes reicht aus dichtem Gewölk heraus eine Hand einen Schlüssel mit der Unterschrift:

»Justitia et Clementia« ***).

Unter dem Bilde steht mit lateinischen Lettern der Vers:

»Mein Schicksal stellte mich der Welt zum Schauspiel dar,
Und machte weiser mich, als ich vor diesem war.«

Als Staffage im Hintergrunde sieht man links vom Bilde eine Nachteule, rechts ein klagendes Frauenantlitz, darunter einen Todtenkopf und in weiter Ferne die Ruine einer Burg.

Das Buch, dessen Titel wir oben mittheilten, war in Wien kaum erschienen, als es auch schon das größte Aufsehen erregte.

*) Den Treuen nährt die Hoffnung.

**) Dieses wünsche ich, wegen meiner Ehre und Verdienste. Diese Inschrift bezieht sich offenbar auf den Wahlspruch der Kaiserin: »Justitia et clementia.«

***) »Gerechtigkeit und Gnade« das war Maria Theresia's Wahlspruch.

Der Pandurenobrist verstand zwar mit der Feder schlecht umzugehen und seine Schreibweise war selbst für jene Zeit eine höchst mangelhafte, allein er schrieb doch verständlich genug, um die Wahrheit trocken weg zu erzählen.

Die letzten zwei Bogen des Buches beschäftigten sich mit seinem Processe und Trenk theilt hier schonungslos mit, wie in dem Löwenwaldischen Kriegsrechte mit ihm verfahren wurde.

Da unsere Leser jene Manöver bereits kennen, so ersparen wir, ihnen Auszüge aus dem Buche mitzutheilen.

Nur Eine Stelle glauben wir anführen zu müssen, da sie diejenige ist, welche für Trenk die übelsten Folgen nach sich zog.

Nachdem der Obrist von dem seiner »allergnädigsten Souveränin« eingereichten »Promemoria« gesprochen, dessen Ergebniß oder eigentlich dessen Nichtergebniß ihm beim Schluß des Buches noch nicht bekannt war, schließt er seine Biographie mit folgenden Zeilen:

»Zu bedauern aber bin ich, daß ich nicht alle execrable (verabscheuungswürdige, verwünschte) und nie erhörte Umstände, so in meinem langwierigen Proceß mit untergelaufen, aus erheblichen Ursachen, wie ich doch wünschte, dem geneigten Leser vorlegen darf: ich sage nur, daß mich dieser Proceß bei 80.000 fl. gekostet und meine Feinde haben ihr intentum (ihre Absicht) erreichet. Sie haben mich zum Bettler (der Obrist besaß damals noch mehr als zwei Millionen im Vermögen) und bei der ehrlichen Welt suspect (verdächtig) gemacht, da doch die ganze vernünftige Welt und Jeder, so von mir gehöret, oder in Occasionen (bei verschiedenen Anlässen) gesehen, das unverfälschte Zeugniß werden geben

müssen, daß ich meiner allergnädigsten Souveränin als ein treuer Vasall und Soldat jederzeit gedienet, welches mir auch der geringste Musquetier, ja sogar die Feinde selbst, gegen welche ich gedient, mit bekräftigen werden.«

Hatte der Obrist in seinem Buche das Kriegsrecht öffentlich gebrandmarkt, so glaubten selbst seine Freunde im Revisorio aus einigen Ausdrücken der eben angeführten Stelle zu bemerken, daß auch sie in Gefahr stünden, von ihm verrathen zu werden, sobald er sie nicht mehr benöthigte. Unter den 80.000 Gulden, die der Proceß bisher kostete, befanden sich auch jene Summen, die er den Revisionsrichtern, damit sie seinen Proceß beschleunigen, verabreichen ließ; wer stand ihnen dafür, daß Trenk, sobald er frei war, nicht eine Specification dieser Summe veröffentlichte, und auch sie als der Bestechung zugänglich brandmarkte?

Am meisten in diesem Falle hatte der Advocat Gerhauer zu fürchten; er war zur Bestechung der Revisionsrichter gebraucht worden, er hatte 2000 Ducaten für seine Mühe verlangt; das Letztere in den Augen des geizigen Barons ein Verbrechen, das er nicht so leicht verzieh.

Der Anwalt zog sich von dem Processe zurück, der Eifer jener Freunde, die der Obrist im Revisorio besaß, erkaltete merklich, die Entscheidung des Processes verzögerte sich noch mehr.

Den Gegnern des Barons, die immer wach, stets auf der Lauer standen, entging die günstige Gelegenheit nicht; sie gewannen den Advocaten Gerhauer für sich und dieser entdeckte ihnen alle Geheimnisse, darunter auch den Umstand, daß Obrist Trenk mit den Hauptgliedern des Revisoriums einen Vertrag abgeschlossen.

Um den Inhalt dieses Vertrages zu erfahren, wurde der Versuch gemacht, einen Verwandten des Obristen zu bestechen, was jedoch mißlang; dies verhinderte jedoch nicht den Grafen Löwenwalde, sich directe zur Kaiserin zu begeben und ihr zu entdecken, daß die Richter im Revisorio bestochen seien, daß er die Ehre des unter seinem Präsidio bestandenen Kriegsgerichtes zu wahren verpflichtet sei, und diese Ehre auch öffentlich vertheidigen würde, wenn der Obrist Trenk durch die Protection Seiner Majestät des Kaisers und des Prinzen Carl freigesprochen werden sollte!

Graf Löwenwalde konnte jetzt um so entschiedener auftreten, da das Fräulein von Schwerin — die Achillesferse seines Kriegsrechtes — mittlerweile aus dem Kloster der Elisabethinerinnen in das Versorgungshaus nächst der St. Marxerlinie und von dort, wie es hieß, über die Grenze, in Wahrheit aber nur nach ihrem früheren Aufenthaltsorte, nämlich nach Brünn, geschafft worden war.

Die Löwenwaldische Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht.

Die hohen Beschützer des Barons zogen ihre Hände ab von ihm, seine Freunde kehrten ihm den Rücken, sein Sachwalter schwieg, der Revisionsproceß wurde förmlich unterbrochen und der Obrist stand allein da in Mitten der auf ihn einstürmenden Verfolgung.

In diesen Tagen der Verlassenheit war es, wo Schwedenborg dem Baron Trenk den vor fast Einem Jahre versprochenen Besuch abstattete.

»Ah, Herr Assessor,« rief ihm der Obrist entgegen, »welch' eine Ueberraschung! Sie denken noch meiner? Ich dachte, Sie befänden sich schon längst in Ihrer nordischen Heimat . . .«

»Meine Reise durch Ungarn nahm viele Monate in Anspruch, ich durchzog das wilde Land nach allen Richtungen und jetzt . . .«

»Jetzt,« meinte Trenk, »geht es wohl heim, nach Schweden!«

»O nein, ich werde so wie Ungarn auch das Böhmer- und Mährerland durchziehen.«

»Um überall Freimaurer zu creiren,« meinte Trenk spottend.

Schwedenborg entgegnete mit Würde: »Um überall den Samen zu säen, der goldene Früchte trägt, Früchte, wofür uns die kommenden Generationen danken werden. Herr Obrist, Sie haben, als wir uns das letzte Mal sahen, den Wunsch ausgesprochen, mich noch einmal zu sehen, ich erscheine nach fast Einem Jahre bei Ihnen und finde Sie noch immer an demselben Orte, in der nämlichen trostlosen Lage.«

»Wahr ist's, wahr,« klagte der Pandur, »ich bin noch immer ein armer Gefangener, ein wehrloses Opfer giftiger Insecten, die mich zu Tode peinigen wollen.«

»Und die schönen Hoffnungen, die Sie auf den Revisionsproceß setzten.«

»Sie sind zu Wasser geworden und dieses Wasser ist zu Eis gefroren. Zum Kuckuck mit dem Revisionsproceß, der Teufel hole überhaupt alle Processe! Ich sage Ihnen, Herr Assessor, geben Sie mir einen Säbel, eine Flinte und Munition und ich marschire allein gegen eine Räuberbande; bewaffnen Sie mich aber mit einem ganzen Zeughause, so bin und bleibe ich ohnmächtig gegenüber von ein paar miserablen Federfuchsern, die zu feige sind, um einen Metzgerhund

aus dem Hofe zu treiben, die aber Intriguanten genug sind, um den tapfersten Soldaten zu Tode zu quälen. Oh, Herr Assessor, welche traurige, welche bittere Erfahrungen habe ich in den letzten zwei Jahren gemacht!«

»Sie hätten sich Vieles, vielleicht Alles ersparen können, würden Sie meinen Antrag nicht zurückgewiesen haben,« antwortete Schwedenborg. »Es soll dies, der Himmel verhüte es, kein schadenfroher Vorwurf sein, Herr Obrist, denn das Unglück, selbst das verdiente, wird vom echten Menschenfreunde bedauert, allein ich kann Ihnen das Hinweisen auf Ihre Fehler nicht ersparen; sehen Sie in mir jene bedeutungsvolle Stimme, die in jedem Menschen wohnt, die sich in entscheidenden Lebensmomenten mahnend, oder nach geschehener wichtiger That grollend vernehmen läßt. Blicken Sie zurück in Ihre letzte Vergangenheit, Herr Obrist, und Sie werden die Mißgriffe gewahren, die Sie begangen. Ihr Stolz hat Sie zu sehr auf Ihre Verdienste pochen lassen, das größte Verdienst ist immer dasjenige, welches das bescheidenste ist. Ihre Rachsucht erbitterte Ihr Gemüth und Ihr Geiz machte Sie blind für alle Gefahren. Sie wollten nach dem Cordua'schen Gutachten siebzehntausend Gulden nicht bezahlen und verfielen dem Kriegsrecht, sie feilschten im Revisionsprocesse mit dem Advocaten um Ducaten und zogen sich damit den Verrath an den Hals. Ich frage Sie, was nützen Ihnen jetzt Ihre Körperkraft, Ihr Muth, Ihre Entschlossenheit? Die Meute hetzt das edle Wild und wär' es noch so stark, noch so flink, dem Jäger entgegen und der Geist hat eine Waffe erfunden, um jedes Geschöpf zu erlegen, zu dessen roher Kraft der Mensch lange nicht hinanreicht.«

Nach einem kurzen Einhalten fuhr Schwedenborg fort:

»Die Zeiten, wo in der menschlichen Gesellschaft die rohe Kraft allein genügte, sind vorüber, seitdem der Geist über sie den Sieg errang. Sie, Herr Obrist, haben sich zu sehr auf letztere gestützt und den Geist, der sich Ihnen zum Gehilfen anbot, zurückgewiesen, die Folgen hievon sind nicht ausgeblieben.

»Doch glauben Sie ja nicht, daß der Kampf, den Sie geführt, ein Kampf war gegen einzelne Personen, darin irren Sie abermals. Ihnen stand eine compacte Association, eine streng gegliederte Körperschaft, eine Gesellschaft gegenüber. Die Gossau, Löwenwalde u. s. w. waren nur Werkzeuge derselben. Es ist unläugbar, auf Ihrer Seite war das Recht, auf Ihrer Seite stehen hohe Verdienste um den Staat, ja noch mehr, Sie erfreuten sich mächtigen Schutzes und doch unterlagen Sie — sehen Sie, das ist die Frucht des Kampfes eines Einzelnen mit einer großen Verbrüderung, mit einer Gesellschaft, dies das Resultat selbst dann, wenn der Einzelne im Rechte ist.

»Gegenüber einer ganzen Corporation muß wieder eine Corporation in die Schranken treten; ich lud Sie wohl ein, einer solchen sich anzuschließen, Sie jedoch wiesen die Einladung und damit unsere Hilfe und Stütze stolz von sich.

»Ihr Urtheil über den Bund, sagte ich damals, als Sie mit mir gen Hollabrunn fuhren, wäre milder ausgefallen, würden Sie die Macht nur ahnen, die der Bund jetzt schon besitzt, den Beistand, den er Ihnen in der Gefahr, der Sie entgegen gehen, zu leisten vermag. Sie wollten meine Worte leider nicht hören.«

Da Schwedenborg eben inne hielt, so benutzte der Baron den Moment, um auszurufen:

»Wenn Ihr Bund wirklich so menschenfreundlich und so mächtig ist, warum rettet er mich nicht?«

Der Assessor versetzte gelassen:

»Weil es zu spät ist — wir hätten Sie zu retten vermocht, so lang Sie noch am Rande der Kluft standen, jetzt, da Sie bereits im Stürzen sind, reicht selbst unsere Macht nicht mehr hin, das Unglück von Ihnen abzuwenden . . .«

»Sie sprechen, als ob meine Verurtheilung schon in so naher Aussicht stünde?«

»In diesem Momente,« antwortete der Seher, »ist Ihr Urtheil schon gefällt und bestätigt . . .«

Der Obrist fuhr auf, ergriff die Hand Schwedenborgs und sprach mit fester Stimme:

»Herr Assessor, Sie haben mir schon zu oft Unheil verkündet, als daß ich annehmen sollte, Sie würden mir heute was Gutes zu entdecken haben. Sprechen Sie ehrlich und offen, was ist über mich verhängt?«

»Ihre Feinde,« lautete die düstere Antwort, »fürchten Ihre Freiheit. Wohl wissend, was ihnen bevorstehe, wenn Sie je wieder Herr Ihrer Handlungen würden. haben sie sich begnügt, Sie unschädlich zu machen. Ihr Urtheil, Herr Obrist, lautet: Lebenslängliche Haft auf dem Spielberge in Brünn!«

Trenk ließ die Hand Schwedenborgs fahren und streckte sich wie ein Riese, der seinen Kerker zu zersprengen droht, sein Auge ruhte düster auf dem Schweden. Nach einer Pause erschütterte sich der colossale Körper, als wolle er einen Alp

von sich schütteln und zwischen den Lippen hervor murmelte er:

»Ich bitte Sie, Herr Assessor, verlassen Sie mich, — wir werden uns wieder sehen, eine Stimme sagt mir, Sie haben Ihr letztes Wort noch nicht gesprochen.«

Der Seher verneigte sich stumm und ging.

. . . .

. . . .

. . . .

Wie immer hatte Schwedenborg auch diesmal die Wahrheit angegeben.

Am 20. August 1748 wurde der Obrist Baron Trenk wegen mehrerer aus dem cassirten Kriegsrechte aufrecht erhaltenen Anklagepuncte zu lebenslänglicher Haft auf dem Spielberge verurtheilt. Die letzten zwei Bogen aus seiner Selbstbiographie wurden aus dem Buche gerissen und öffentlich durch den Henker verbrannt.

Zwei Tage darauf fuhr er in einem geschlossenen Wagen, von einer starken Reiterabtheilung escortirt, gegen Brünn.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.